Joh. Christ. Fabricii,
der Oeconomie öffentlichen Lehrers, der Dänischen, Norwegischen, Berlinischen, Lundenschen, Leipziger, Petersburgischen und Parisischen öconomischen Gesellschaften Mitgliedes,

Policey-Schriften.

Zweyter Theil.

Kopenhagen,
bey Christian Gottlob Proft, 1790.

Dem Vaterlande.

Hier stehe ich, geliebtes Vaterland, vor deinem Throne, um mich gegen die Beschuldigung, dich verlassen zu wollen, zu rechtfertigen, dem ich sonst ewige Treue als Bürger und als Unterthan gewidmet hatte. Gewiß nur das innere Gefühl der durch eine unrichtige Lage, durch Mißvergnügen bewirkter Unthätigkeit, die mich schon in mehrern Jahren als Lehrer und als Gelehrter weniger leisten ließ, als ich in beyder Absicht hätte leisten können und sollen, konnte einen Entschluß bewirken, der mir selbst so äusserst unangenehm war. Ohne alle so oft versprochene Unterstützung, ohne

alle Ermunterung setzte ich eine Zeitlang meine Reisen nach verschiedenen Gegenden an diese Stelle, um Wirksamkeit zu erlangen; allein nach und nach, da ein etwas höheres Alter die Reisen beschwerlicher, und eine heranwachsende Familie die dazu erforderlichen Kosten eingeschränkter machten, fieng Verdruß mit meiner academischen Lage an, Unmuth und Unthätigkeit über mein Leben zu verbreiten. Meine Geschäfte, meine Wissenschaften wurden mir eine fast unerträgliche Last; was ich that, war erzwungen, ohne Muth und ohne Eifer; und der Enthusiasmus, der in den Wissenschaften so unentbehrlich ist, war gänzlich verschwunden. Hiezu kam das in-

nere Bewußtseyn des verringerten Nutzens, welchen ich stiftete, und ich suchte Zerstreuung und Aufmunterung, die mir meine Studierstube nicht mehr gewährte. Was konnte ich unter diesen Umständen thun? Lange wankte mein Entschluß; beynahe ein ganzes Jahr verschob ich ihn. Endlich siegte der Unmuth, und ich forderte meine Erlassung, da ich nach meiner Bekanntschaft in Kopenhagen mit Gewißheit wußte, daß sie mir unter den obwaltenden Umständen nicht würde verweigert werden. Mein Wunsch war es indessen, in Verbindung mit dir zu bleiben, nur wenige Jahre zur Erhaltung neuer Thätigkeit und neuer Kenntnisse ausserhalb Landes zuzubringen,

gen, und alsdann wieder und unter glücklichern Aussichten meine Kräfte dir aufs neue zu widmen.

Sonderbar, zum Theil unangenehm, ist meine Lage in Dännemark gewesen. Der erste Schritt war freylich äusserst glücklich, groß, und vielleicht über meine Verdienste; allein auch nie habe ich den Genuß desselben erhalten können. Schon 1768 nämlich, wie ich noch auf Reisen war, erhielt ich durch die gütige Unterstützung des seligen Herrn Conferenzrath Schumacher, der damahls Cabinets-Secretair des Königs war, den Lehrstuhl bey dem sogenannten Natural-Theater auf Charlottenburg. Es war die Stelle, welche ich mir für meine ganze

übrige Lebenszeit wünschte. Ich fand hier mein Auskommen, nämlich wie meine damahligen Collegen, der Stifts-Amtmann Oeder in Oldenburg, und der itzige Berg-Hauptmann Ascanius genossen, 7—800 Rthl. Gehalt, freye Wohnung, Feurung und einige andere Vortheile. Die Unterstützung aber in Ansehung meiner Wissenschaft war für mich das wichtigste, und der Gnade des menschenfreundlichsten Monarchen, der die Anstalt gestiftet, würdig. Ein Cabinet von ansehnlichem Umfange und gut unterhalten, Garten, Bibliothek, standen unter der Aufsicht der Lehrer zum gemeinschaftlichen Gebrauch, und inländische Reisen zur Verbreitung vaterländischer

Kenntnisse waren ihnen auf Landesherrliche Kosten erlaubt.

Ich hätte mir nie eine nach meiner Lage und nach meinen Wissenschaften angenehmere Stelle wünschen können. Ich genoß zugleich während des letzten Jahrs meiner Reisen 400 Reichsthaler. Natürlich kam ich daher 1769 im Herbste mit voller Hoffnung und mit frohen Aussichten nach Kopenhagen zurück. Mein seliger Vater lebte noch, unterstützte mich, und hatte zugleich durch seine Kenntnisse die Achtung, und durch seine Wohlthätigkeit die Liebe seiner Mitbürger in einem hohen Grade erworben. Meine Freude dauerte indessen nicht lange. Es entstanden bald wiederholte

Veränderungen bey Hofe, die mich eben so sehr ohne mein Verschulden herabsetzten, als sie so viele andere ohne ihr Verdienst emporhoben. Schon 1770 ward die ganze Charlottenburger Anstalt, den damahligen Grundsätzen gemäß, theils um die königliche Casse zu erleichtern, theils um die Opposition der Akademie zu heben, und eine ordentliche Verbindung der Wissenschaften zu bewirken, gänzlich aufgehoben, und zur Akademie gelegt. Der Professor Oeder kam, wie bekannt, ins Finanz-Collegium, der Professor Ascanius ward mit einem ansehnlichen Gehalt nach Norwegen ins Bergamt gesetzt, und ich ward mit meinen 400 Rthlrn. auf die Akademie geworfen.

sen. Man wollte mir indessen gewiß nicht übel. Man glaubte mich nutzbar in meinem Fache, und die Absicht war, mich bey der neuen vorhabenden Einrichtung der Akademie zu meiner Zufriedenheit anzusetzen. Der selige Bischof Gunnerus, der, um den neuen Plan zur Verbesserung der Akademie zu entwerfen, aus Norwegen nach Kopenhagen berufen war, kannte und schätzte auch die practischen Wissenschaften. Er war zugleich mein Freund, unterhielt sich oft mit mir von meiner künftigen Lage bey der Akademie, und suchte sie wirklich nach meinem Wunsche einzurichten. Die bekannten Veränderungen des 17ten Januars 1772 verhinderten indessen die Ausführung

des

des akademischen Plans gänzlich. Alles blieb beym Alten. Das Charlottenburger Natural-Theater war unwiederbringlich aufgehoben, und ich war mit meinen 400 Rthlrn. als Professor extraordinarius bey der Akademie ohne die allergeringste fernere Aussicht angesetzt. Mein seliger Vater unterstützte mich indessen mit seiner gewöhnlichen Güte, und ich war bey allen diesen Umständen ruhig, vielleicht zu unthätig, da die gewöhnlichen Wege, Glück zu machen, seiner und meiner Denkungsart gar zu sehr entgegen waren. Ich las, und, wie ich mir schmeichele, mit einigem Beyfalle, und machte zugleich einige neue Reisen. 1775 hatte ich das Unglück, den besten,

den zärtlichsten Vater zu verlieren, wie ich eben in England war, der bis dahin meine Stütze und mein Erhalter gewesen. Mein Vermögen war geringe, bey der Akademie konnte ich keine Verbesserung in vielen Jahren erwarten, und mit meinen 400 Thalern konnte ich in Kopenhagen bey meiner zunehmenden Familie nicht aus. Ich sahe mich daher, wiewohl ungerne, genöthigt, den Vorschlag, nach Kiel zu gehen, anzunehmen. Der selige Canzler hatte die Gabe der Ueberredung, stellte mir alles auf der herrlichsten Seite vor. Ich erhielt eine Stelle in der philosophischen Facultät, 650 Thaler Gehalt, und man versprach mir Garten, Cabinet, Bücher, und überhaupt

alle mögliche Unterstützung für meine Wissenschaften. In den ersten Jahren erhielte sich die Hoffnung dieser Aussichten. Es ward denen Berg-Aemtern in Norwegen befohlen, Mineralien nach Kiel zu senden; wir erhielten selbst die Erlaubniß, Kongsbergische Silberstuffen für eine beträchtliche Summe auszusuchen; man schickte uns die Doupletten der Kopenhagener Akademie, oder vielmehr des vormahligen Charlottenburger Natural-Theaters; allein alles blieb auf unserer Bibliothek in denen Kasten, in welchen man es aussandte, stehen. Gewiß oft und viel hielt ich bey dem seligen Oberkammerherrn, so wie bey unserm Canzler an, mir die geringen Summen zu ver-

schaffen, die zu der Einrichtung und Aufstellung derselben erfordert würden; allein allemahl vergebens. Sie wären doch sehr unbeträchtlich gewesen. Ein Zimmer war gleich neben der Bibliothek, und machte keine Schwierigkeit, und die wenigen Schranken, die dazu nöthig, hätten doch leicht in so vielen Jahren auf eine oder die andere Art aus dem Fond der Akademie bestritten werden können. Indessen stehen sie doch noch immer nach 10-12 Jahren auf die nämliche Art eingepackt, und vermuthlich halb verdorben. Die Hauptsache aber war, man liebte und schätzte Wissenschaften nicht, die man, so viel man auch davon sprach, nicht gehörig kannte, und deren Einfluß auf das Ganze man nicht übersahe.

Einen

Einen Lehrer der Natur-Historie und der Oeconomie glaubte man zum Ansehen der Akademie unentbehrlich; allein wie, und mit welchen Vortheilen er lehrte, war gleichgültig, wenn nur sein Nahme im Lections-Verzeichnisse stand. Mit dem mir versprochenen Garten gieng es auf die nämliche Art. Man schlug mir zwar einen kleinen Steinhof hinter dem Schlosse hiezu vor, in welchem weder Sonne noch Mond hineinsehen konnten, den ich aber der Ehre der Akademie selbst wegen unmöglich annehmen konnte. Unerträglich und kränkend mußte mir natürlicher Weise eine solche beständige Verzögerung und Hintansetzung meiner Wissenschaften seyn, und ich unternahm aufs

neue mehrere Reisen nach verschiedenen Gegenden, theils um nicht in meinen Wissenschaften zu veralten, theils um mich zu zerstreuen. Auf diesen Reisen arbeitete ich, durch Hülfsmittel unterstützt, meine verschiedenen Schriften aus. Zu Hause gekommen im Gegentheil, ohne alle Ermunterung, ohne alle Unterstützung, fiel der Eifer bald, und ich suchte Zerstreuung, um meine Gedanken von meiner Wissenschaft abzuziehn.

Unter diesen Umständen erbat ich mir schon vor einigen Jahren meine allergnädigste Erlassung, um in einem Lande mich niederzulassen, wo ich mehrere Unterstützung finden, und mehrern Eifer zeigen konnte. Man wollte mich indeß

nicht fahren lassen; man überredete mich zu bleiben; gab mir 200 Rthlr. Zulage, und die Hoffnung besserer Zeiten. Alles blieb indessen, wie es war. Durch die neue Zulage unterstützt, reiste ich wieder nach Wien, nach Petersburg, nach London, nach Kopenhagen. Allenthalben fand ich Freunde und Liebhaber, durch deren Eifer der meinige wieder angefacht, und durch deren Kenntnisse die meinigen vermehrt wurden. Nur in Kiel waren meine Wissenschaften völlig todt. Unmuth und Unthätigkeit nahmen daher auch hier mehr und mehr überhand, und eine persönliche Beleidigung in meiner eigenen Facultät reifte den schon lange gehegten Entschluß, meine Stelle bey

der hiesigen Akademie gänzlich niederzulegen. Ich kam in dieser Absicht ein, und die königliche Gnade ertheilte mir auf mein wiederholtes Ansuchen meinen völligen Abschied. So war meine bisherige Lage bey der Kieler Akademie; so waren die eigentlichen Bewegungsgründe meiner Handlungen. Ich glaube sehr wohl, daß mein Aufenthalt in Kiel angenehmer gewesen wäre, wenn meine erste Aussicht in Kopenhagen weniger glänzend. Ich lebte angenehm, in einer vorzüglichen Gegend unter mancherley Vortheilen des Umganges und einer fast vollkommenen Freyheit. Ich kann mich auch eigentlich über Niemanden beschweren. Es war eine Verwickelung der

Umstände, die meinen Unmuth veran-
laßte, nicht die Wirkung des Privat-
hasses. Ich hatte das Glück in nicht
geringem Grade, die Gnade unsers seli-
gen Curators zu geniessen. Er zeigte es
mir bey manchen Gelegenheiten, und am
stärksten, wie ich das erstemahl um meine
Erlassung anhielt, ob ihm gleich meine
eben ausgekommene Schrift von der
Volksvermehrung nicht gefiel, nicht mit
seiner Denkungsart übereinstimmte. Be-
ständig schätzbar wird es mir seyn, mit
welcher Aufrichtigkeit er mir seine Mey-
nung darüber sagte, und mit welcher
Rechtschaffenheit und zugleich Lebhaftig-
keit er dem ungeachtet meine Erlassung
zu hintertreiben suchte. Auf die näm-

liche Art genoß ich insonderheit in den ersten Jahren meines Hierseyns des freundschaftlichsten und täglichen Umganges unsers Canzlers. Er wollte mir zuverlässig nicht übel, wünschte meine Zufriedenheit; allein er kannte wenig die Bedürfnisse einer Wissenschaft, die in seinen jüngern Jahren wenig bekannt, und vielleicht auch wenig geachtet war. Selbst die Regierung, unter allen den verschiedenen Veränderungen, zeigte mir beständiges Wohlwollen und vergönnte mir alle mögliche Freyheit zum Reisen; allein meine Wissenschaften wurden als weniger nothwendig angesehen, und daher auch stiefmütterlich behandelt, da sie doch natürlicher Weise mehrere Kosten,

als die bloß theoretischen fordern. Mein bürgerliches Leben war daher in Kiel angenehm, mein wissenschaftliches elend. Ich vergnügte mich aber auf Kosten meiner Wissenschaften, denen ich mich doch in so vielen Jahren ganz gewidmet hatte.

Dieß waren die Ursachen und die Umstände meiner erbetenen Erlassung, die mir im Herbste auch allergnädigst ertheilet ward. Meine mehresten Sachen waren auch schon eingepackt, meine Bücher verkauft, und ich schickte mich allmählig zu meiner Abreise an, wie unsere Studierenden beynahe einstimmig sich dem Throne ihres Monarchen näherten, und um die Erhaltung ihres Lehrers baten. Aeusserst sowohl unerwartet als rührend

war mir dieser öffentliche Beweis der Liebe und der Achtung einer ganzen Akademie, und er bewog die Regierung, meine Erlassung zurück zu nehmen, und mich, die Gnade der Regierung mit Danke anzunehmen. Bey jedem anwallenden Unmuthe soll mich die lebhafte Erinnerung dieses Auftritts trösten, mich mit neuem Eifer beseelen, und die Erkenntlichkeit für ihre Liebe, mein Bestreben, ihnen nutzbar zu seyn, verdoppeln.

Kiel, den 12. März, 1790.

I.

Von der Gesundheit der Einwohner.

Das Glück, der Reichthum des Staats besteht in der Menge seiner wirksamen, sich nährenden Bürger. Jeder trägt dazu bey, wird dadurch dem Staate wichtig, und sein Verlust kann einzig und allein durch eine ihm ähnliche Nachkommenschaft ersetzt werden. Von der Gesundheit der Einwohner hängt zugleich ihre Stärke und ihre Munterkeit ab, die zum Flor des Staats und zum Glücke der Unterthanen unumgänglich nothwendig. Traurig ist es in der That für den Handwerker, für den Manufacturisten, für den Bauren oder Bürger, wenn seine Familie durch einen frühzeitigen Tod ihrer Stütze, ihres Versorgers beraubt wird, oder wenn er vielleicht jährlich durch Krankheiten in seiner Familie von seinen Arbeiten abgerufen wird, um Krankenwärter zu seyn. Sein Verdienst, seine Einnahme vermindert sich, seine Ausgabe vergrössert sich, und der Staat verliert zuletzt einen rechtschaffenen, verdienenden Bürger, der sich endlich nicht mehr zu erhalten

im Stande, gezwungen in die Zahl der zährenden Glieder des Staats oder der Armen übergeht. Groß, wichtig sind deswegen auch die Pflichten der Regierung, um das Leben und die Gesundheit der Einwohner so lange als möglich zu erhalten. Nichts sollte ihr in dieser Absicht zu kostbar seyn; und sie sucht theils alles aus dem Wege zu räumen, was auch nur im geringsten einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Einwohner haben könne, theils bey wirklich schon eingerissenen Krankheiten die Heilung derselben so viel möglich zu erleichtern. Nicht leicht kann man hierinnen zu viel thun. Es kömmt auf das Leben und das Wohl unserer Mitbürger an; und das Leben eines Menschen zu erhalten, ist groß, ist edel, wenn es gleich durch Vorbeugung und Heilung der Krankheiten mehr in der Stille weniger Aufsehen macht. Wären wir nur im Stande, die ersten Ursachen sich ausbreitender, allgemeiner Krankheiten wegzuschaffen, so würde die geringere Menge der wirklich Kranken ihre Heilung so viel mehr erleichtern. Dann würden die Hospitäler, dann würden die Armen-Cassen zu ihrer

rer Unterstützung und Heilung Rath schaffen. Allenthalben aber haben sich so viele unglückliche Vorurtheile mancherley Art eingeschlichen, die unsere natürliche Stärke untergraben, und uns zu einem frühzeitigen Grabe vorbereiten. Selbst die geringere Menge unserer Lebensjahre verfliessen, mit Krankheiten und Verdrießlichkeiten umgeben, ohne sie zu geniessen und ohne die Güte unsers Schöpfers in der herrlichen Einrichtung der Natur gehörig zu fühlen. Am Rande des Grabes sehen wir mit Wehmuth auf unsere verflogenen Tage zurück, und rufen mit dem Propheten aus: Wenige und böse waren die Tage unsers Lebens! Die gütige Natur hatte sie uns freylich ganz anders bestimmt; allein wir verliessen ihre Einrichtungen. Wir traten ihre durch die Religion noch mehr verstärkten Gesetze mit Füßen, aber gewiß nicht ungestraft. Wir suchten uns über die Natur zu erheben; aber sie rächte sich, da jede Uebertretung der Naturgesetze ihre natürliche Strafen auch schon für dieses Leben mit sich führt. Eine durch entnervte Eltern entstandene schwache Zeugung, Verzärtelung und hitzige, warme

Lebensart der Kindheit, übertriebene, selbst oft unnatürliche Ausschweifungen der Jugend, Leidenschaften mancherley Art, oder auch Müssiggang des männlichen Alters, unmässige, oft auch unrichtige Nahrung der ganzen Lebenszeit sind gewiß nicht die Mittel, ein hohes und starkes Alter zu erreichen. Wir fühlen aber auch die traurigen Folgen einer verkehrten Lebensart. Kaum fangen wir an zu leben, oder die Stärke unsers Körpers zu fühlen, ehe wir mit Krankheiten umgeben, verdrießlich, murrisch, mit uns und andern unzufrieden, einem frühen Grabe zueilen, als Märtyrer einer thörichten Mode und eines verwöhnten Geschmacks. Unsere Kirchhöfe sind itzt nicht mehr die Ruhestellen schlummernder Greise, die alt und Lebenssatt von Kindern und Enkeln beweint, ruhig in die Arme des wohlthätigen Todes sanken; sondern es sind Gräber elender, verdorbener Jünglinge, die von Ausschweifungen und Thorheiten entnervt, kaum das männliche Alter erreichten.

Wenig kann indessen die Regierung zu der Abstellung aller dieser thörichten Ausschweifun-

gen beytragen. Sie liegen zu tief in der schon lange eingeführten Cultur, und in unsern angenommenen Einrichtungen, die durch eine vieljährige Gewohnheit verstärkt, beynahe Natur geworden. Alle landesherrliche Verordnungen, alle Policey-Gesetze helfen hier zuverlässig nichts, sondern sie machen das Uebel nur noch ärger. Selbst das Geheimniß, welches sie bey dem stärkern Verboth umschwebt, giebt ihnen durch die so viel grössere Lebhaftigkeit der Einbildungskraft einen so viel stärkern Reiz. Durch Exempel liesse sich vielleicht noch eher etwas dauerhaftes ausrichten, allein nur langsam und in einer langen Reihe von Jahren. Nach dem Exempel des Landesherrn, und des Hofes richten sich die Bürger der Hauptstadt, und nach diesen die übrigen Einwohner; allein es erfordert Zeit und Aufmerksamkeit. Auf diese Art haben wir das eigene Stillen der Mütter, das kalte Baden und die kalte Erziehung der Kinder, das Einimpfen der Blattern, und andere Dinge mehr, gegen die sich Vorurtheil und Gewohnheit so sehr empörten, nach und nach verbreitet, ob gleich noch lange nicht allgemein

gemein gemacht. Das Exempel und die glücklichen Folgen einer grössern körperlichen Stärke werden sie beständig mehr und mehr verbreiten.

Ausser diesen verschiedenen Ursachen der Krankheiten und des frühzeitigen Todes, welche aus einer unglücklichen Mode und einer verkehrten Lebensart entstehen, sind noch einige andere allgemeine, welche um so viel mehr die Aufmerksamkeit der Policey verdienen, da solche zu heben, wenigstens in manchen Fällen, in ihrer Macht stehet, und sie bey diesen mit wahrem Nutzen wirksam seyn kann.

Die Luft, welche uns allenthalben umgiebt, welche wir alle Augenblicke durch das Athemholen in uns ziehen, enthält den Grund mancher und häufiger Krankheiten. Die Luft zwar an und vor sich selbst, die zu unserer Erhaltung unumgänglich nothwendig, kann nach den gütigen und weisen Einrichtungen der Natur unmöglich nachtheilig seyn, so lange sie rein ist. Auch reden wir hier nicht von den Abwechselungen der Hitze und Kälte, oder dem Einflusse der Witterung, welchen keine menschliche Kunst vorzubeugen oder aufzuheben im Stande ist.

Die

Die Natur hat uns ein Land zur Wohnung angewiesen, welches theils durch seine nordliche Lage von einer starken, anhaltenden, obgleich nicht ungesunden Kälte gedrückt wird, über welches theils wegen der Nachbarschaft der See, welche uns auf allen Seiten umgiebt, eine dicke, feuchte und neblichte Luft schwebet. Erstere hat freylich ihre Unbequemlichkeiten mancherley Art. Sie verringert die Cultur unserer Gewächse. Manche lassen sich gar nicht bey uns anbauen, und die übrigen leiden häufig von den frühen Frostnächten des Herbstes, oder den späten des Frühjahrs. Eine einzige ist oft im Stande, die Hoffnung einer reichen Erndte sowohl unserer Obstbäume, als selbst mancher unserer Getreide-Arten, zu vernichten; und wie kurz ist die Zeit des Sommers, in welcher wir gänzlich für Frostnächten gesichert sind! Sie erschweret unsere Viehzucht. Wir sehen uns genöthiget, unser Vieh die Hälfte des Jahrs vielleicht in unsern Ställen zu unterhalten, da unsere Felder in dieser Zeit mit Schnee und Eiß bedeckt sind und ihnen keine Nahrung erlauben. Den ganzen Sommer müssen wir

mit Mühe und mit Aufopferung eines Theils unserer Felder das Futter des folgenden Winters zusammen zu bringen suchen. Sie verhindert endlich verschiedene Arten der Gewerbe, und sie drückt insonderheit den ärmern Bewohner unserer Städte, der bey einfallenden langen und harten Wintern äusserst zu leiden pflegt. Sein Verdienst hört auf, wird wenigstens geringer. Seine Ausgaben steigen durch den stärkern Gebrauch der Feurung und der wärmern Kleidung, wodurch seine Nahrung schlechter wird, die doch bey der Kälte und Härte der Witterung reichlicher seyn sollte. Er weiß nichts an die Stelle zu setzen, als den unglücklichen Brannteweín, welcher zwar durch die gereizten Nerven eine augenblickliche Wärme verursacht, aber dagegen allemahl eine grössere Schwäche und eine stärkere Empfindlichkeit gegen die Kälte nachläßt. Dieß ist auch die Ursache, daß bey dem Zunehmen der Kälte die Menge unserer Kranken sich so ansehnlich vermehrt, und insonderheit in den grössern Städten, wo die Noth der Armen allemahl am drückendsten. Dann sind unsere Hospitäler nicht mehr hinreichend, die

vergrösserte Menge der Kranken zu fassen, oder das Armen-Wesen durch hinreichende Unterstützung solche zu vermindern. Dem etwas wohlhabendern Städter im Gegentheil, so wie dem Landmanne, der seine Nahrung und Kleidung der Witterung gemäß zu verändern im Stande ist, giebt die grössere Kälte die körperliche Stärke und die Festigkeit der Muskeln, wodurch wir denen Syde-Ländern von jeher so überlegen gewesen sind. Nach der Härte unsers Climats richtet sich unsere Nahrung. Das Pflanzen-Reich ist in denen nördlichen Gegenden nur geringe, und wir müssen gezwungen zum Thier-Reiche unsere Zuflucht nehmen. Die Kälte des Climats verstärkt aber unsere Verdauungskräfte, die Nahrung aus dem Thier-Reiche giebt unsern Muskeln mehrern Umfang und grössere Stärke, und beyde setzen uns in den Stand, die Härte des Climats sowohl zu ertragen, als auch die verschiedenen Arbeiten desselben mit Erfolg zu übernehmen. Dem Reichen, Wohlhabendern, der seine Nahrung und Kleidung nach den verschiedenen Graden der Kälte verstärkt, giebt diese deswegen einen stär-

kern

kern Körper und eine dauerhaftere Gesundheit. Der Aermere im Gegentheil leidet bey der stärkern Kälte, da ihm insonderheit die reichlichere Nahrung fehlt, welche sie nothwendig erfordert, und der an die Stelle gesetzte nachtheilige Branntewein die gereizten Nerven gegen die Kälte empfindlicher macht. Letztere oder die feuchte, schwere Luft unserer niedrigen an der See liegenden Gegenden sind im Ganzen der Gesundheit vielleicht noch nachtheiliger. An unserer Küste herrschen oft insonderheit im Herbste anhaltende Regen und häufige dicke Nebel, welche die Muskeln erschlaffen, und zu denen verschiedenen zum Theil bösartigen Fiebern Anlaß geben. Zum Glücke für unsere Einwohner herrschen indessen auch hier die anhaltenden Seewinde, welche die Dünste der Luft zerstreuen, die Erde wieder austrocknen, und nicht wenig zu der bessern Gesundheit unserer Gegenden mit beytragen. Gar zu grosse Stille ist für unsere niedrigen feuchten Gegenden vielleicht am allernachtheiligsten, worüber wir aber nicht oft uns zu beschweren Ursache haben. Der Wohlhabendere mehr Müßige leidet durch diese

inson-

insonderheit, da die verhinderte Ausdünstung zu mancherley Krankheiten Anlaß giebt. Der Arme im Gegentheil treibt durch körperliche Arbeit den wohlthätigen Schweiß hervor, und kränkelt daher auch bey feuchter Witterung weit weniger, als bey kalter und trockener. In Absicht aller dieser Umstände kann die Regierung freylich nichts beytragen. Sie rühren von der besondern Lage und der innern Beschaffenheit unserer Länder her, die keine Aufmerksamkeit der Policey zu verändern im Stande ist. Es sind aber manche andere Arten der Dünste, die die Luft verunreinigen und die der Gesundheit der Einwohner nachtheilig werden. Sind sie gar zu häufig, tödten sie augenblicklich, wovon wir manche und auffallende Exempel in den eingeschlossenen Kellern oder auch tiefen Brunnen haben. Sind sie im Gegentheil in einer geringern Menge, untergraben sie nach und nach unsere Gesundheit, und erregen Krankheiten und Zufälle mancherley Art, insonderheit die hitzigen und faulenden Fieber, die an manchen Oertern und zu gewissen Jahrszeiten äußerst häufig eine grosse Sterblichkeit zu verursa-

ursachen pflegen. Unsere niedrigen mit stehendem faulendem Wasser angefüllten Marsch-Länder leiden jährlich von dieser, und erfordern deswegen auch einen beständigen und jährlichen Zuschuß von Menschen aus den höhern und gesündern Gegenden des Landes. Diesem können wir indessen nicht abhelfen, da es von der besondern Lage unserer Marschen abhängt. Grosse mit stehendem stinkenden Wasser angefüllte Moräste fordern im Gegentheil eine soviel grössere Aufmerksamkeit. Sie erfüllen die umliegende Gegend mit einem unerträglichen nach und nach tödtlichen Gestanke, und doch würde ihre Austrocknung wegen ihrer abhängigen Lage an der See oft nur sehr geringe Schwierigkeiten haben. Alles Wasser, so bald es keinen gehörigen Umlauf hat, stockt, geräth nach und nach durch die Wärme der Witterung in Gährung, fault und verunreinigt die Luft. Sonderbar war deswegen der Einfall der vormahligen Regierung, aus der Kielschen Insel eine ordentliche Halbinsel zu machen. Vormahlen reinigte sich das Wasser von selbsten durch den beständigen Strom und Umlauf um unsere Insel;

sel; allein durch die Zuwerfung und Ausfüllung des Theils, welcher Kiel mit der so genannten Braunschweig verbindet, ward das Wasser, welches wir den kleinen Kiel nennen, stehend, und nahm auch alle Eigenschaften des stehenden Wassers an. Wir sehen daher auch, wie er zuweilen bey anhaltender Dürre und Stille im Sommer sich entzündet, gährt, stinkt, so daß unser Silber anläuft, und die Aale das Wasser zu verlassen genöthigt sind. Es geschieht indessen nur selten, weil unsere niedrige Lage an der See eine öftere Abwechselung der Witterung und häufige zum Theil starke Winde verursacht. Wäre dieses nicht, so würde Kiel in der That noch weit mehr die traurigen Folgen eines begangenen Policeyfehlers büssen.

Hieher gehören gleichfalls die vielen im Sommer halb ausgetrockneten Canäle der grössern Städte, die die nämlichen Dünste aushauchen, und die um so viel nachtheiliger, da die vielen in einander gebauten Häuser keinen gehörigen Luftzug erlauben. Sie tragen freylich nicht wenig zu der Bequemlichkeit des Transports und zu der Beförderung des Handels bey;

allein die kränkliche, gelbliche Farbe der Einwohner zeigt ihren nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit. Denen Augen sind sie insonderheit nachtheilig. An verschiedenen Oertern, wie zum Exempel in Hamburg, reinigt die abwechselnde Bewegung der Ebbe und Fluth diese Canäle einigermaassen, und verhindert ihre gar zu starke Ausdünstung. Die nicht vom grossen Ocean ihr Wasser erhaltende Canäle sind allemahl nachtheiliger, da ihnen diese wechselsweise Bewegung der Ebbe und Fluth fehlt, und sie ein völlig stehendes Wasser bilden.

Die gar zu dicken und dichten Waldungen haben den nämlichen Einfluß. Sie verhindern die gehörige Bewegung der Luft und die Wirkung der Sonnenstrahlen, wodurch die Ausdünstung der Feuchtigkeiten verhindert wird, welche endlich eine nachtheilige Schärfe annimmt. Die ersten Americas-Bewohner, so wie auch noch unsere Nicobarischen Inseln in Ostindien, litten insonderheit von dieser, bis durch eine grössere Volksmenge und eine grössere Auslichtung der Waldungen eine reinere und gesündere Luft bewirkt ward. In unserm

Europa

Europa haben wir in dieser Absicht nichts zu befürchten. Unsere Waldungen sind schon lange so dünne und lichte, daß der Wind allenthalben frey zu streichen und unsere Erde zu fegen im Stande ist.

Eine andere Ursache der Verunreinigung der Luft sind die tiefen, unreinen Gassen der Städte und der Dörfer, wie auch verschiedene Handwerke, die Zucker-Rafinaderien, die Lohgerbereyen, und andere mehr. Beyde füllen die Luft mit faulenden, stinkenden Dünsten, die insonderheit im Sommer bey der stärkern Hitze einen nachtheiligen Einfluß haben müssen. Erstere haben überdem den schädlichen Einfluß, daß unsere Armen, deren Schuhe und Stiefeln nicht allemahl die sichersten sind, täglich mit nassen Füssen umhergehen, wodurch Erkältungen und Brustkrankheiten zu entstehen pflegen. Die gehörige Reinigung der Gassen trägt daher nicht allein zu der Bequemlichkeit, sondern auch zu der Gesundheit der Einwohner mit bey. Gewöhnlich aber pflegen noch immer die Wege in unsern Dörfern am allertiefsten und unreinsten zu seyn. Die verschiedenen die Luft ver-

unreinigenden Handwerker, welche unsere Vorfahren mit Recht auf die Dörfer verwiesen, haben wir wiederum in die Städte gezogen, und dadurch nicht wenig zu der stärkern Verunreinigung der Luft mit beygetragen, da der Luftzug in diesen wegen der vielen hohen in einander gebauten Häuser weit geringer ist.

Die besondere allenthalben eingeführte Gewohnheit, unsere Todten an denen volkreichsten und häufig besuchten Plätzen der Städte und der Dörfer zu begraben, trägt gleichfalls nicht wenig zu der Verunreinigung der Luft bey. Wir legen sie in denen Kirchen und auf denen Kirchhöfen, und sie erfüllen diese Oerter mit einem unerträglichen und fast tödtlichen Gestanke, insonderheit im Frühjahre. Es sind überdem die Kirchen und Kirchhöfe die volkreichsten und zugleich eingeschlossensten Plätze unserer Städte, und wir sehen, wie oft unsere zärtlichen Einwohner mit Uebelkeiten, Ohnmachten und andern Zufällen befallen zu werden pflegen, wenn sie diese Plätze nüchtern betreten. Es ward diese Gewohnheit, in heiliger Erde zu ruhen, zu den Zeiten des Aber-

glaubens und der Dummheit eingeführt, um die Einkünfte der Geistlichkeit und der Kirchen zu vergrössern, und izt wird sie beybehalten, um aus denen daraus fliessenden Revenüen die Kirchen zu unterhalten. Vernünftiger sind in dieser Absicht die Einrichtungen der Türken und Mahometaner, die ihre verstorbenen Freunde von einander entfernt auf denen Feldern begraben, und die Gräber mit wohlriechenden Gewächsen mancherley Art bepflanzen. Da werden diese Plätze ohne nachtheilige Dünste angenehm, und sie besuchen sie oft, zum Andenken der Verstorbenen. Wir können dieses nicht. Nach unserm Tode ist alles dazu eingerichtet, uns so geschwinde als möglich zu vergessen. Wir sehen uns genöthiget, die Oerter, wo unsere Freunde ruhen, zu vermeiden, und wir können keine Rose oder Cypresse zu der Erhaltung ihres Andenkens auf ihrem Grabe pflanzen. Alles ist hier unangenehm, stinkend und tödtlich, und dieses um so viel mehr, da die Kirchen fast beständig verschlossen und die Kirchhöfe gewöhnlich mit dichten Gebäuden, oder auch mit Mauren eingeschlossen zu seyn pflegen,

um die Ausdünstungen der vermoderten Körper ja zusammen zu halten. In den neuern Zeiten hat man freylich lange den Schaden dieser Einrichtung eingesehen. Unsere Aerzte haben dagegen geeifert, aber nur noch an wenigen Oertern hat man Muth genug gehabt, ein altes Vorurtheil zu bestreiten, und die Begräbniß-Plätze aus denen Städten zu entfernen. Auch die Revenüen, die aus diesen Gräbern fliessen, liessen sich auch wohl bey ihrer Verlegung aus der Stadt aus ihnen machen. Itzt gründen sie sich nicht mehr auf den Aberglauben geweihter Erde, sondern auf eine Art des Ehrgeizes, der auch nach dem Tode fortdauert, und dieser liesse sich zuverlässig weit besser ausserhalb der Städte bey der schönen herrlichen Natur, als in unsern dunkeln finstern Kirchen und auf unsern unangenehmen Kirchhöfen befriedigen, wo ohnehin kein Platz, Denkmähler der Verstorbenen anzubringen, und kein Licht, um gehörig in die Augen zu fallen.

Eine andere nachtheilige Gewohnheit in Ansehung der Eigenschaften der Luft ist, daß unsere Einwohner so häufig unter der Erde oder

in Kellern wohnen. Die Luft ist wegen unserer niedrigen Lage ohnedem bey uns feuchte, dicke, dumpfig, in diesen unterirdischen Wohnungen muß sie es doppelt seyn. Sie können überdem niemahlen einen ordentlichen Luftzug in ihren Zimmern bewirken. Die Fenster sind klein, der Erde gleich, die Thüren unter der Erde, und daher müssen sie auch beständig mit einer stockenden feuchten Luft angefüllet seyn. Dieß ist auch die Ursache, warum die hitzigen, ansteckenden Krankheiten und Faulfieber in diesen Wohnungen der Armuth am allerheftigsten zu wüthen pflegen. Selbst die auf eine natürlichere, einfachere Lebensart sich gründende grössere körperliche Stärke der Armen kann selten dagegen aushalten. Die Höhe der Wohnung über die Oberfläche der Erde trägt allemahl zu einer trocknern und gesundern Luft mit bey, da die die Luft verunreinigenden Dünste schwerer sich an der Erde aufhalten.

Die Reinigung der Luft bey ansteckenden Krankheiten, so wie die verschiedenen Mittel, die Ansteckung und die Verbreitung der Seuchen zu verhindern, werden von denen Aerzten

vorgeschrieben, von der Policey im Gegentheil pünctlich ausgeführt. Jene müssen wissen, in wie ferne sie mit Nutzen angewandt werden können, und diese muß ihren Vorschriften blindlings folgen. Es kömmt hier auf das Leben und die Gesundheit unserer Mitbürger an, und da ist es Pflicht, von allen Seiten das möglichste anzuwenden.

Eine andere gleichfalls allgemeine Ursache mancher Krankheiten ist das Wasser. Es ist uns dieses so nöthig wie die Luft, und wir geniessen es täglich und häufig unter mancherley Gestalten. Rein ist es wie die Luft, auch allemahl unschädlich, und es sind bloß die fremden eingemischten Partikeln, welche das Nachtheilige des Wassers enthalten, und wodurch die verschiedenen Arten desselben entstehen. Die Gewohnheit kömmt zugleich hinzu, welche uns das Wasser, welches wir lange getrunken, schmackhaft, angenehm und unschädlich macht. Geniessen wir ein anderes, wenn gleich ein reineres und besseres, so wird es uns doch oft im Anfange beschwerlich.

Alles Wasser hat einige fremde Theile; allein es ist die Menge und die Verschiedenheit dieser Theile, welche die eigentliche Güte desselben bestimmen. Regenwasser ist allemahl vorzüglich, nur leiden die Gegenden, welche auf dieses eingeschränkt sind, wie zum Exempel Holland, Venedig, unsere Marschen, bey lange anhaltender Dürre. Sie leiten es zwar durch Röhren und Rinnen in ihre so genannten Cisternen; allein durch die Länge der Zeit nimmt es eine Säure und Schärfe an, welche im Stande ist, das Bley, woraus die Röhren und Cisternen zu bestehen pflegen, aufzulösen, und mancherley nachtheilige Zufälle zu erregen. Das Wasser zwar an und vor sich selbst, wenn es zu faulen anfängt, ist dicke, trübe und unangenehm; allein dem ungeachtet, wie wir auf manchen langen Reisen bemerkt haben, der Gesundheit wenig nachtheilig. Wird es aber in Bley aufbewahrt, ist es tödtlich. Die Schärfe des faulenden Wassers ist hinreichend, das Bley aufzulösen. Es wird unten am Boden des Gefässes schwarz wie Dinte, und aus dem Genuß desselben entstehen die sogenannten unglück-

 lichen

lichen Bley-Coliken, wie nach dem Genusse der mit Bley-Zusätzen verfälschten Weine. Sie sind zugleich um so viel gefährlicher, da unsere Einwohner die eigentliche Ursache derselben nicht kennen, und solche daher auch täglich wiederhohlen.

Quellwasser der felsichen, bergigen und sandigen Gegenden ist vorzüglich rein und klar. Es ist nicht im Stande, die harten und festen Partikeln des Sandes und der Steine aufzulösen und mit sich zu schleppen, sondern selbst die nachfolgenden wenigen irdischen, unreinen Partikeln setzen sich vielmehr an die scharfen Ecken des Sandes an, und je weiter es auf diesem Grunde fortläuft, um so viel reiner und klarer wird es auch.

Stromwasser, so wie auch stehende Wasser unserer Seen und Pfützen enthalten allezeit einige Theile des Grundes, über welchen sie sich befinden, und je leichter und weicher die Erdart, um so viel mehrere Theile derselben nehmen sie auf. Wasser deswegen, die über Kalch-Erde oder über Leimen laufen, sind nie gänzlich von diesen Partikeln frey, und bey star-

ken Winden und heftigen Regengüssen werden sie trübe, unrein und unangenehm. Es wird schon die Zeit und die Ruhe mehrerer Tage erfordert, ehe und bevor sich diese irdischen Theile wieder senken. Sie müssen der Gesundheit nachtheilig seyn, da sie durch ihre Menge und durch ihre Unverdaulichkeit die feinern Milchgefäße des Magens verstopfen, und den ersten Grund mancher Krankheiten legen. Die animalischen und vegetabilischen Theile im Gegentheil, die sich in diesen Wassern häufig zu finden pflegen, sind zwar unangenehm, aber der Gesundheit nicht nachtheilig. Sie werden ordentlich verdaut, und das Ueberflüssige durch den natürlichen Weg ausgeworfen. Die harten, nicht zu verdauenden Theile des Mineral-Reiches im Gegentheil schleichen sich durch ihre ausserordentliche Feinheit mit dem Nahrungssafte in die Gefäße, verstopfen die feinsten derselben nach und nach, und enthalten das Nachtheilige dieser Wasser. Wir suchen zwar, wenn wir sie anzuwenden genöthigt sind, solche durch Kochen oder durch Seigen zu verbessern; allein durchs Kochen wird es unschmackhaft, und es

verliert zugleich die Kälte, welche das Wirksame des Wassers auf die Muskeln des Magens enthält, und durchs Seigen können wir dem Wasser doch nur einen gewissen Grad der Reinigkeit geben. Ein Theil der irdischen Partikeln bleibt freylich im Sandsteine zurück; allein der feinere Theil geht doch mit durch.

Brunnenwasser, insonderheit der tiefen Brunnen; sind im Sommer kalt, im Winter warm, und enthalten gewöhnlicher Weise mancherley Salz, auch wohl Gips-Partikeln. Sie sind nach der Beschaffenheit des Bodens, in welchem sie sich befinden, sehr verschieden. Wir pflegen sie im gemeinen Leben hartes Wasser zu nennen, und der Mangel der frischen Luft und die eingemischten irdischen und Salz Partikeln machen sie zum Trinken weniger geschickt.

Das Seewasser, oder das Wasser des grossen Oceans, ist völlig untrinkbar. Es enthält eine Menge fremder und insonderheit sowohl Küchen- als bitterer Salz-Partikeln, die dem menschlichen Körper völlig zuwider. Denen übrigen Thieren, insonderheit denen Schaafen, im Gegentheil scheint das Seewasser nicht allein

lein nicht schädlich, sondern selbst dienlich zu seyn. Die Schaafe unserer Marsch-Gegenden erhalten im Sommer kein anderes Wasser, und fressen überdem die vielen salzigen Gewächse der überschwemmten Küste, ohne den allermindesten Schaden.

Durch die Distillation haben wir gesucht, es auch denen Menschen trinkbar zu machen. Es geht auch wirklich an. Die schädlichen salzigen Partikeln bleiben in der Retorte zurück; allein theils ist es beschwerlich, die nöthige Menge auf diese Art zu bewirken, theils erreicht es doch wohl nie die völlige Güte des natürlichen frischen und guten Wassers. Die Engländer pflegen deswegen wohl ihren Kriegsschiffen dergleichen Distillir-Maschinen mitzugeben; allein sie nehmen dem ungeachtet die gewöhnliche Menge des Wassers ein, und bedienen sich dieser bloß im Nothfalle.

Es kömmt aber bey dem Wasser nicht allein auf die völlige Güte, sondern auch auf die gehörige Menge desselben an. Es muß zum völligen und beständigen Gebrauch der Einwohner hinlänglich seyn; hinlänglich zum Trinken, hin-

läng-

länglich zur Reinigung und zu allen übrigen Geschäften. Die Alten, insonderheit die Römer, waren in dieser Absicht äusserst aufmerksam, und legten die grossen Wasserleitungen an, über deren Ueberbleibsel die Nachwelt noch erstaunt. Sie legten mit ungeheuren Kosten die weitläuftigen Wasserleitungen über der Erde an, welche oft von entfernten Quellen das Wasser über Berg und Thal leiteten, ohne daß solches den wohlthätigen Einfluß der Luft verlohr. Wir im Gegentheil legen unsere hölzernen Wasser-Röhren unter die Erde, um das Wasser der nächsten Plätze oder des nächsten Teiches in unsere Städte zu leiten. Durch den Mangel des Einflusses der frischen Luft unter der Erde, durch die allmählige Vermoderung der Röhren selbst, wodurch das Wasser den unangenehmen Modergeschmack annimmt, wird es gewöhnlicher Weise in denen Städten noch schlechter, trüber und unschmackhafter, als es in der Pfütze selbst war, aus welcher wir es herleiten. Ueberdem ist bey diesen Röhren eine beständige und beschwerliche Flickerey, die denen Einwohnern nicht wenig lästig, da nicht allemahl die vor-

züglich-

züglichste Holzart zu diesen Röhren genommen, die Rinde manchmal daran gelassen wird, oder auch die Röhren nicht gehörig eingelegt werden. Wo aber das gute, trinkbare Wasser, wie in Kopenhagen, Kiel, Paris, und andern Oertern mehr, aus einiger Entfernung nach der Stadt gebracht, und folglich bezahlt werden muß, ist es nicht mehr der eigentliche wahre Trunk des grossen Haufens. Dieser ist allemahl mehr für seine Schillinge, als für seine Gesundheit besorgt; und es ist daher die Hauptpflicht der Policey insonderheit, für ihn zu sorgen, und alles aus dem Wege zu räumen, was auf seine Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß haben könnte. Mit Recht hat deswegen die Vorsorge der Regierung in verschiedenen südlichen Gegenden hin und wieder an denen Wegen und Landstraßen kleine und gute Quellen in hölzerne Verschläge geleitet, damit der müde Wanderer sowohl, wie sein Thier, einen kühlen, gesunden Trunk finden, und nicht genöthigt seyn möge, aus der nächsten schlechten und stinkenden Pfütze sein Wasser zu holen.

Nicht allein aber zum Trinken, sondern auch zum Baden und Waschen des Körpers, der Kleidungsstücke und der Wohnungen muß das Wasser hinreichend seyn. Das Baden und Waschen stärkt die Muskeln, öffnet die Schweißlöcher, und trägt nicht wenig zur Festigkeit des Körpers und zur bessern Gesundheit mit bey. Es verhindert insonderheit die Erkältungen und gichtischen Zufälle, denen die Bewohner unserer kalten und feuchten Gegenden so häufig ausgesetzt zu seyn pflegen. Es hebt zugleich die Nerven-Zufälle, die in den neuern Zeiten durch die Weichlichkeit unserer Lebensart so häufig eingerissen sind. In denen südlichen Gegenden ist es noch weit nothwendiger, um eine gehörige Festigkeit der Muskeln bey der grossen Erschlaffung durch die Hitze zu bewirken. Wir sehen daher auch, wie die Mahometaner und fast alle Asiatische Völker das Baden und die Reinigung des Körpers mit in ihre Religion verwebt, oder es zu einem Religions-Artikel gemacht haben, um dadurch eine um so viel aufmerksamere Befolgung zu bewirken. Dieses können wir nun freylich nicht; allein durch an-

gelegte öffentliche Badehäuser, durch Exempel und Ermunterungen liesse sich der Gebrauch des Badens doch einigermassen verbreiten. Die Reinlichkeit der Wohnungen und Kleider ist gleichfalls nöthig. Manche Krankheiten der Armen in den nördlichen Gegenden, wie zum Exempel die Krätze, die Dysenterie, und vielleicht noch andere, rühren wenigstens größtentheils von dem Mangel gehöriger Reinigkeit her, so wie auch alle hitzige Krankheiten durch Unreinigkeit heftiger zu werden pflegen.

Unter die Aufsicht der Policey gehöret auch die Verunreinigung des Wassers, welches zum Trinken angewandt wird. In denen Flüssen und Strömen werfen wir alle mögliche Unreinigkeiten mancherley Art, ohne zu bedenken, daß diese unsern Nachbarn, die tiefer unten wohnen, dadurch zugeführet werden. Es sind indessen größtentheils animalische und vegetabilische Theile, die zwar unangenehm, allein doch keinen weitern nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Einwohner haben. Es sind aber andere und nachtheiligere Verunreinigungen des Wassers, insonderheit in denen stehenden Seen

und Teichen, wo die Umwechselung des Wassers weniger geschwinde. Hieher gehöret die Bereitung des Hanfes. Der Hanf ist ein giftiges Gewächs, welches der Natur der Thiere völlig zuwider. Wir sehen deswegen, wie in denen Fischteichen, wo Hanf geröstet wird, häufig die Fische betäubt oben zu schwimmen anfangen. Auch für den menschlichen Körper ist die Wirkung des Hanfes nicht unschädlich. Hieher gehören gleichfalls die verschiedenen Arten der Färbereyen, die gewöhnlicher Weise etwas giftiges enthalten. Die Farbe-Materialien sind fast alle Producte des Mineral-Reiches, der Gesundheit nachtheilig, ja nicht wenige derselben die stärksten Gifte, wie der Arsenik, Krähenaugen, Gummi gutta, Allaun, und sehr viele andere.

Wollte deswegen Gott, daß es Europens Fürsten gefallen möchte, anstatt Springbrunnen und Wasserkünste anzulegen, ihre Städte mit hinlänglichem und gesundem Wasser zu versorgen! Es würde vielleicht viel weniger gekostet haben, Paris gutes Wasser zu verschaffen, als die Anlage der Wasserleitungen zu Marly,

und doch wären die Wirkungen im Ganzen wohl heilsamer gewesen.

Die dritte und vielleicht gewöhnlichste allgemeine Ursache der Krankheiten des gemeinen Mannes ist der Mangel und der gar zu hohe Preiß der Lebensmittel. Der wüthende Hunger treibt ihn, den Magen anzufüllen; und fehlen alsdann gesunde und nahrhafte Speisen, so sieht er sich genöthiget, ungesunde und schlechte an ihre Stelle zu setzen. Von der Nahrung aber hängen die Säfte des Körpers ab, und von diesen wieder Stärke und Gesundheit. In harten Wintern ist eine solche schlechtere Nahrung bey uns häufig der Fall, da theils durch die Kälte selbst ein Theil der Nahrungswege der Aermern aufhört, theils der Körper mehrere Bedürfnisse der Kleidung, der Wärme und des Lichtes fordert. Dann kennt er keine Zuflucht, als den unglücklichen Branntewein. Er entzieht sich die gehörigen Mahlzeiten, und lebt in dieser Zeit größtentheils von Brodt und Branntewein, welches seinen Körper nicht gehörig nährt, ihn gegen die Kälte nur empfindlicher macht, ob es gleich durch den stärkern

Reiz der Nerven eine augenblickliche Wärme zu verschaffen scheint. Dadurch entsteht hauptsächlich die zunehmende Menge der Kranken und die grössere Sterblichkeit unter den Armen in dieser Jahrszeit, so daß unsere Hospitäler nicht im Stande sind, sie alle zu fassen, oder zu ihrer Heilung Rath zu schaffen.

Norwegens Einwohner leiden auf die nämliche Art nur noch häufiger. Es ist ein hartes, kaltes Climat, und wenigstens zum Theil eine felsige, unfruchtbare Gegend. Fallen trockene Frühjahre ein, so verdorren die Wurzeln der auf denen mit weniger Erde bedeckten Felsen gesäeten Gewächse, oder kalte und nasse Herbste, so erhält das Getreide nicht die gehörige Reife, oder modert beym Trocknen auf dem Felde, und es entsteht ein völliger Mißwachs. Der Hunger und die Noth werden alsdann um so viel drückender, da die Zufuhr nach den innern Gegenden nach der Schwedischen Gränze zu wegen der beynahe unwegsamen Gebürge so äusserst beschwerlich und kostbar ist. Dann leiden Norwegens Bewohner, und Tausende werden durch Hunger und durch die traurigen Folgen einer

schlech=

schlechten Nahrung einem frühzeitigen Tode aufgeopfert. So war es in den harten Jahren von 1772 und 73, in welchen die Sterblichkeit in Norwegen so äusserst überwiegend. Sie rührte einzig und allein von Hunger oder vielmehr von den Folgen schlechter Nahrung her, insonderheit da eine unglückliche, aber lange und allgemein eingeführte Gewohnheit das schädlichste Mittel zum Ersatze des Brodtkorns eingeführt. Sie nehmen nämlich die innere Rinde junger Fichtenbäume, welche getrocknet, gemahlen, und nach der Verschiedenheit der Umstände mit oder ohne Mehl gebacken, das so genannte Rinde-Brodt verschafft. Es ist diese Rinde zwar etwas süßlich, allein zugleich zusammenziehend, nicht nährend, und verdirbt die Milchgefäße so gänzlich, daß sie nachher eine folgende bessere Nahrung nicht anzunehmen im Stande sind. Der Körper wird nicht gehörig genährt, und er vergeht endlich an einer ordentlichen Auszehrung, als der Folge des Hungers und der verderblichen, unrichtigen Nahrung. Die glücklichen Bewohner der Küste leiden in diesem Falle freylich weit weni-

 ger.

ger. Sie haben einen leichtern und wohlfeilern Transport ausländischer Kornwaaren, eine innigere Gemeinschaft unter sich, und insonderheit den unendlichen Reichthum der Natur in der Menge der grössern und kleinern Fische, die ihnen nie gänzlich fehlen. Indessen leidet der Aermere doch auch hier aus Mangel hinreichenden Getreides. Auf eine bloße Fischnahrung von denen thranigen, fetten Seefischen eingeschränkt, ohne Brodt und ohne Brannteweín, verdirbt der wässeriche Theil des Bluts, und es entsteht die so genannte Raade-Krankheit, die an dieser Küste so häufig ist. Sie ist eine Folge des Mangels und der unrichtigen Nahrung, ob sie gleich weit weniger schädlich als das Rinde-Brodt der Bergbewohner, und bey einer verbesserten Nahrung leicht wieder gehoben wird. Sie verdirbt die Gesundheit nur in der Zeit, daß sie genossen, das Rinde-Brodt im Gegentheil auf beständig.

Unglücklich sind zugleich unsere Policey-Einrichtungen in dieser Absicht gewesen, wodurch wir noch mehr Hunger und Mangel unter unsern Nordischen Mitbürgern verbreitet haben.

haben. Wir haben nämlich alle mögliche Mittel angewandt, um eine künstliche Theurung und hohe Preise der verschiedenen Producte des Landbaues, selbst in den Jahren des Ueberflusses, hervorzubringen und beständig zu erhalten, um dadurch den Ertrag der Landgüter zu vermehren. Wir haben deswegen die Einfuhr des Getreides von andern Gegenden, als Dännemark, wenigstens in den volkreichern südlichen Provinzen von Norwegen, entweder gänzlich verboten, oder doch wenigstens sehr erschweret, und oft gar in Jahren, in welchen selbst in Dännemark die Kornpreise äusserst hoch und eine wirkliche Art des Mangels herrschte. Die Noth und der Hunger mußte dadurch allgemeiner werden; das Geschrey und die Klagen leidender Unterthanen drangen bis zum Throne. Man suchte alsdann den Monarchen zu befriedigen, ohne die Theurung zu heben, oder dem Unterthan zu erleichtern. Man erlaubte nämlich die Einfuhr; allein viel zu spät, um wirklich nutzbar zu werden, gewöhnlicher Weise vom ersten August oder vielleicht gar September bis zum ersten May, wenn schon die Härte des

einfallenden Winters unsere Häfen mit Eiß zu verschliessen anfängt, und alles Ankaufen des Getreides und alle Zufuhr aus der kornreichen Ostsee gänzlich vereitelt ist. Im Winter sahe man denn endlich den begangenen Fehler ein; dann fühlte man die Noth leidender Mitunterthanen, und suchte sie durch die königliche Gnade und Oeffnung der landesherrlichen Magazine einigermaassen zu unterstützen; allein lange nicht hinreichend, und im folgenden Jahre blieb die Einfuhr, wie vorhin, vom ersten May an wieder gänzlich verboten.

Anno 1770 erhielt Norwegen freylich durch die Unterstützung des Finanzraths Oeders die freye Korn-Einfuhr auf mehrere Jahre. Es war diese, welche ihm insonderheit die Liebe der Normänner erwarb, und von welcher er glaubte, daß sie nicht leicht wieder würde aufgehoben werden; allein die Erfahrung hat uns bald eines andern belehrt, und selbst in den bald darauf folgenden traurigen Jahren von 1773 und 74, die für Norwegens Volksmenge so unendlich nachtheilig, und wo wir selbst in Dänne-

mark so beträchtlichen Mißwachs und so hohe Preise hatten.

Sonderbar ist in der That eine solche Einschränkung der Korn-Einfuhr in einem Mangel leidenden Lande, welche bloß der gewissenloseste Eigennutz hervorzubringen im Stande. Norwegen leidet unendlich dabey, und Dännemark gewinnt wenig, da wir ohnedem durch unsere Lage an der See, welche uns allenthalben umgiebt, hinlänglichen Absatz unserer Getreide-Waaren nach der mittelländischen See, nach Ost- und Westindien haben. Sie sind daher auch alle bey uns in höherem Preise, als sie bey allen unsern Nachbarn zu seyn pflegen, die nicht die nämliche Bequemlichkeit des Absatzes haben. Man beruft sich freylich in dieser Absicht auf die Norwegen ausschließlich vorbehaltene Einfuhr des Eisens in die Dänischen Provinzen; allein es bleibt doch allemahl ein grosser Unterschied zwischen dem Mangel und dem vielleicht etwas erhöheten Preise des Eisens und der Kornwaaren.

Das gewisseste und natürlichste Mittel, diesem Kornmangel wirklich vorzubeugen, ist eine

vollkommene und gesicherte Handelsfreyheit mit den verschiedenen Kornwaaren, wodurch sich Norwegen schon selbst nach Maaßgabe seiner wirklichen Bedürfnisse mit Getreide versehen würde. Es hat die Nachbarschaft von Archangel, es hat wegen seines Fischhandels die innige Gemeinschaft mit der Ostsee, es hat Kaufleute, Schiffe und Producte wirklich im Ueberflusse, so daß es ihm nicht leicht an der gehörigen Menge der unentbehrlichsten Waare fehlen würde, wenn die Unternehmungen der Einwohner nur nicht durch unrichtige Policey-Einrichtungen gestört würden. Magazin-Anstalten im Gegentheil, so wohlthätig sie auch für eine Stadt oder einen kleinen Bezirk sind, können in einem so weitläuftigen Lande, wie Norwegen, nur wenigen Einfluß haben. Sie kosten der Regierung ungemein; sie erlauben den Unterschleif nur gar zu sehr; das Getreide verdirbt oft, wird untauglich, und wegen des äusserst beschwerlichen Transports und der zerstreuten Volksmenge können sie nur einen sehr geringen Wirkungskreis haben. Die Gegenden, die der Unterstützung am mehresten bedürfen,

die Gebürge nach der Schwedischen Gränze zu, können am wenigsten daran Theil nehmen. Itzt sehe ich auch mit wahrem Vergnügen, daß Norwegen endlich die freye Einfuhr des Getreides durch die Gnade unsers Prinzen, von den anhaltenden nicht ungegründeten Klagen unserer Normänner gerührt, wenigstens auf einige Jahre erhalten. Es war diese Erlaubniß, welche die Freude der Normänner insonderheit belebte, die bey der Anwesenheit dieses geliebten Prinzen so oft in lautes Freudengeschrey ausbrach. Ich bin auch überzeugt, daß die wirkliche Nothwendigkeit einer freyen und sichern Korn-Einfuhr seinem forschenden Auge bey seinem Aufenthalte in Norwegen nicht werde entgangen seyn, und dieses macht mir Hoffnung, daß sie nicht so leicht werde aufgehoben werden.

Zu wünschen wäre es zugleich, daß die Regierung Norwegens Bewohner in Ansehung der häufigen eßbaren Gewächse ihres Landes besser unterrichtete. Es fehlt auch selbst in den Jahren des Mißwachses Norwegen nicht an guten und nahrhaften Gewächsen; allein es fehlt denen Ein-

wohnern an der nöthigen Kenntniß, sie gehörig anzuwenden. Sie kennen keine andere Zuflucht, als ihr unglückliches Rinde-Brodt, welche unter allen die nachtheiligste ist. Sie haben aber dem ungeachtet den unendlichen Ueberfluß in der Menge der verschiedenen Arten der Steinmoosse, welche in denen Gebürgen und an denen unfruchtbarsten Gegenden allenthalben die Erde bedecken. Sie geben eine vielleicht weniger schmackhafte, aber dem ungeachtet äusserst gesunde und starke Nahrung, die wir so häufig selbst bey Schwindsüchtigen Dienste zu leisten befunden haben. Hieher gehört das Rennthiers-Mooß (Lichen rangiferinus), das Ißländische Mooß (Lichen Islandicus), und vielleicht noch einige andere Arten, die alle unsere Nordischen Felsen bedecken, und in unendlicher Menge können gesammlet werden, auch selbst im Winter, wenn die Zufuhr aufgehoben, und die Noth allemahl am größten. Ißland hat sie auch schon lange in dieser Absicht angewandt, und hat zwar wohl von verdorbenem ihnen zugeführtem Getreide oder Mehle, aber nie so sehr von eigentlichem Man-

gel

gel oder wirklichem Hunger gelitten, als Norwegen. Zu wünschen wäre deswegen eine hinlängliche und gehörige Bekanntmachung dieses Hülfsmittels in den Jahren des Mißwachses, um dadurch die traurigen Folgen des allgemein eingeführten Rinde-Brodts zu verhüten.

Zuweilen entstehen auch aus dem verdorbenen, auf der Erde ausgewachsenen, oder auf andere Art beschädigten Getreide, andere unglückliche Krankheiten, die oft weit um sich greifen, und die Aufmerksamkeit der Policey auf alle Art verdienen. Hieher gehört zum Exempel die Kriebelkrankheit, die in manchen Jahren hin und wieder wüthet, und die, nach den vorzüglichsten Bemerkungen unserer Aerzte, vom verdorbenen Getreide herzurühren scheint.

Noch mehr wird die Noth in den unglücklichen Jahren des Mißwachses und des Hungers durch die Härte der Korn-Juden und dem Unterschleife der Becker erschweret. Jene schütten ihr Getreide auf, um die Preise noch mehr zu erhöhen und beständig zu erhalten. Sie weigern sich, denen Armen in Kleinigkei-

ten

ten zu verkaufen, und bereichern sich durch den Hunger und das Elend ihrer Mitbürger; ja sie pflegen wohl selbst bey ihrem Ueberflusse das zu Markte kommende Getreide, ehe es den Markt erreicht, aufzukaufen, um noch einige Thaler mehr zu erpressen. Die Becker im Gegentheil verkleinern das Brodt über die Gebühr, oder vermischen es wohl gar mit fremden der Gesundheit nachtheiligen Dingen. In den mehresten Städten pflegen wir wohl, um ersterem vorzubeugen, Taxen für die nothwendigsten Waaren zur Erleichterung der Armen angesetzt zu haben. Sie können indessen nur auf die einfachsten jeder Art haften. Das einfache Rockenbrodt, das gewöhnliche Weitzenbrodt muß und kann durch die Taxe, in Ansehung des Gewichts, nach den jedesmaligen Kornpreisen bestimmt werden; so auch das Fleisch verschiedener Art, nach den verschiedenen Preisen des Viehes. Bey den übrigen Arten des Brodtes aber, zu welchem schon eine zusammengesetztere Mischung erfordert wird, läßt sich kein Preiß bestimmen, da wir bey diesem mehr auf den Geschmack, als auf die Grösse se-

hen.

hen. Die Mischungen sind ohnedem oft unbekannt, lassen sich in unendlichen Proportionen verändern, und der Preiß wird ungewiß und schwankend. Sie sind ohnedem schon Bedürfnisse nicht mehr der Noth, sondern des Ueberflusses, und die verdienen weniger die Aufmerksamkeit der Policey. Zu wünschen wäre es zugleich, daß wir auch den Preiß der Feurung, des Holzes und des Torfs, welche in unsern Ländern so nothwendig als Brodt sind, auch in Kleinigkeiten durch Taxen bestimmen könnten, und daß zugleich über alle diese Taxen der nothwendigsten Waaren genau gehalten werden könnte. Die Verkäufer wissen mancherley Auswege, den Betrug zu verbergen. Die Käufer geben sich nicht allemahl die Mühe nachzuwiegen, oder einer solchen Kleinigkeit wegen klagbar zu werden, und die Erhöhung der Preiße reißt nach und nach wieder ein. In unsern Städten ist dieses wenigstens oft der Fall. Die Einwohner wollen nicht Angeber seyn, und wenn die Policey durch ihre Leute Brodt holen läßt, so hat es allemahl das gehörige Gewicht. Auf die übrigen weniger noth-

wendi-

wendigen Waaren im Gegentheil Taxen zu setzen und Preiße bestimmen zu wollen, finde ich weniger nöthig. Es sind Waaren des Ueberflusses, und wenn man sie nicht für billige Preiße haben kann, darf man nur den Kauf unterlassen. Der Preiß dieser Waaren ist überdem schwankend und ungewiß, und ein solcher bestimmter Preiß könnte denen Speculationen unserer Kaufleute nachtheilig werden. Die Betrügereyen der Becker auf der andern Seite, die fremde der Gesundheit nachtheilige Dinge dem Brodte zusetzen, sind noch nachtheiliger. Allaun, Kreide, und andere solche Dinge, sind oft in der Mischung des Brodtes betrügerischer Becker, theils um die Menge des Mehls zu ersparen, theils um dem schlechten, verdorbenem Mehle eine weissere Farbe zu geben, die aber alle auf die Gesundheit der Einwohner einen nachtheiligen Einfluß haben müssen. Hieher gehören gleichfalls die Betrügereyen der Schlachter, wenn sie insonderheit in den Jahren, in welchen die Viehseuche herrscht, das Fleisch des kranken Viehes für gesundes verkaufen. Der Gesundheit nachtheilig scheint es

freylich nicht zu seyn; allein dem ungeachtet ist es allemahl Betrug, Fleisch eines wohlfeiler eingekauften kranken Thieres für die Preiße des gesunden zu verkaufen. In Holland ist der öffentliche Verkauf desselben erlaubt; allein es muß angezeigt werden, um dadurch die Preiße desselben zum Besten der Armen zu verringern.

Die verschiedenen Verfälschungen des Weins, des Bieres und anderer Getränke, sind überflüssig bekannt und nur gar zu üblich. Die Weine des nördlichen Europens, die Teutschen, die Rheinweine, so wie die Weine des nördlichen Frankreichs, die über Nantes zu uns kommen, sind ihnen vorzüglich ausgesetzt. Die geringere Wärme des Climats verhindert, insonderheit in kalten und nassen Sommern, die gehörige Reife der Trauben, und die im Herbste ausgepreßten Weine haben einen herben, sauren, unangenehmen Geschmack, und enthalten zugleich die beträchtliche Menge der salzigen irdischen Theile, die unter dem Nahmen des Weinsteins bekannt und dem Körper so äusserst nachtheilig sind. Sie sind die wahren Väter der Steinschmerzen, des Podagras und ande-

rer dergleichen Krankheiten mehr, und erst durch die Länge des Liegens aufs Faß setzt sich dieser Weinstein zu Boden, und sie erhalten erst in einer langen Reihe von Jahren die Güte, den Werth, welcher ihnen in Ansehung der völligen Reife der Trauben fehlte. Um diese sauren, unangenehmen Weine denen Trinkern süßlicher und schmackhafter zu machen, vermischen betrügerische Weinhändler sie mit bleyischen Zusätzen, mit dem so genannten Bleyzucker oder auch mit bloßem Bley, welches von der Säure des Weins angegriffen und völlig aufgelöst wird. Sie werden dadurch für den Geschmack lieblicher, aber der Gesundheit doppelt nachtheilig. Sie sind zugleich um so viel schädlicher, da die Einwohner die Ursachen ihrer kränklichen Umstände nicht wissen, und solche vielleicht täglich wiederholen. Man entdeckt indessen diese Verfälschungen der Weine durch Bley sehr leicht, wenn man einige Tropfen der so genannten sympathetischen Dinte zugießt, wodurch der mit Bley verfälschte Wein gleich schwarz wird. Die übrigen Verfälschungen des Weines sind der Gesundheit nicht nachtheilig,

lig, und verdienen daher auch weniger die Aufmerksamkeit der Policey. Die durch zugegossenes Wasser ist die häufigste und unschädlichste, und unter manchen Umständen vielleicht so gar heilsam. Die Hinzusetzung des gebrannten Zuckers, um den weissen Weinen eine stärkere Farbe und ein höheres Alter zu geben, oder der Heidelbeeren, um die rothe Farbe des Weins beständiger zu machen, ist völlig unschädlich, und kömmt daher auch in keine Betrachtung. Die Verfälschung aber der rothen Weine in dieser Absicht mit Arsenik, wovon ich wohl gehört habe, ist mir bey manchen angestellten Versuchen nie vorgekommen, und scheint mir überhaupt unwahrscheinlich.

Die Verfälschungen des Biers sind gleichfalls häufig und der Gesundheit nachtheilig. Bier ist das vorzüglichste Getränk des arbeitenden Theils der Einwohner und der Armen, und fordert deswegen eine doppelte Aufmerksamkeit. Es nährt den Körper, stärkt die Muskeln, und ersetzt dadurch die bey der Arbeit vermittelst einer verstärkten Ausdünstung verlohren gegangenen Theile. Man verfälscht aber das Bier

in einer doppelten Absicht, theils um schlechtes, schwaches Bier stärker, berauschender zu machen; theils um Biere, die durch die stärkere Sommerwärme in Gährung gerathen und sauer geworden sind, wieder zu verbessern. In ersterer Absicht bedient man sich des so genannten Proß (Myrieu Gale), der Krähenaugen, und anderer Dinge mehr, welche alle auf die Nerven wirken, und mit den heftigsten Kopfschmerzen berauschen. Ersteres insonderheit ist es, welches die Landleute der nördlichen Gegenden bey ihren Zusammenkünften so ausgelassen lärmend macht; allein sie fühlen des folgenden Tages die nachtheiligen Folgen des in Menge genossenen verfälschten Bieres. In letzterer Absicht bedient man sich der Pottasche, der Kreide, welche die Säure des Bieres an sich ziehen, solche verstecken, aber das Bier dem ungeachtet unschmackhaft und der Gesundheit nachtheilig machen.

Wären wir so glücklich, diese verschiedenen allgemeinen Ursachen der Krankheiten und der Sterblichkeit aufzuheben, dann würde uns die Heilung der wirklich Kranken, wegen ihrer ge-

ringen Zahl, wenigere Schwierigkeiten verursachen; dann würden auch unsere Hospitäler zu ihrer Heilung, und unsere Armen-Cassen zu ihrer Unterstützung hinreichend seyn. Bey den itzigen Umständen indessen ist es um so viel mehr die Pflicht der Policey, Sorge zu tragen, daß die Einwohner alle so geschwinde, sicher und wohlfeil geheilt werden mögen, als nur immer möglich ist. Hiezu aber werden eine hinlängliche Menge geschickter Aerzte, Wundärzte und Hebammen erfordert, die, in allen Provinzen verbreitet, denen Einwohnern in Ansehung ihrer Gesundheit mit Rath und That an die Hand gehen. Die Arzeneywissenschaft fordert in der That viele Kenntnisse, viel Aufmerksamkeit und Ueberlegung. Ein vernünftiger Arzt, der nicht bloß sein Receptbuch zu Rathe zieht, muß den ganzen innern und äussern Bau des menschlichen Körpers, so wie die Wirkung eines jeden verschiedenen Arzeneymittels genau kennen. Allein selbst die Kenntniß der Wirkung der Arzeneymittel auf den thierischen Körper überhaupt ist hier nicht hinreichend, sondern er muß insonderheit Ueberlegung genug haben, die be-

sondern Umstände eines jeden Kranken für sich selbst zu untersuchen, zu bestimmen, und nach diesen die Cur einzurichten. Die Einwohner sind zugleich auf keine Art und Weise im Stande, die Geschicklichkeit eines Arztes gehörig zu beurtheilen, und es ist kaum zu glauben, mit welchem Leichtsinne und aus welchen besondern Gründen sie den Mann zu wählen pflegen, dem sie das größte, was sie in der Welt haben, ihr Leben und ihre Gesundheit, anvertrauen. Sie könnten eben so gut in den Glückstopf greifen: denn die Wahl wegen der Vetterschaft dieses oder jenes angesehenen Mannes, oder wegen seines äusserlichen Ansehens und Gesprächigkeit, sind nicht viel besser. Selbst der Ruf, den er sich zu erschleichen gewußt, ist in dieser Absicht oft sehr trüglich. Nicht allemahl gründet er sich auf wahre Verdienste, zuweilen auf niederträchtiges Kriechen, auf eine oft gefährliche Gefälligkeit gegen seine Kranken, auf Schmeicheley gegen Bediente, Ammen und alte Weiber, die ihn klatschend durch die ganze Stadt tragen, zuweilen auch auf Glück und ein besonderes Ungefähr, welches ihn bey seinen ersten Curen

begleitet. Mehr als einen elenden Quacksalber ohne Kenntniß, ohne Gewissen und ohne Ehre, haben wir als Arzt Glück machen sehen. Freylich sollten die Einwohner in dieser Absicht durch die Prüfungen der Akademien und durch die Doctor-Grade, welche sie zum Beweise dieser Prüfungen ertheilen, gesichert seyn; allein seitdem die Akademien, oder vielmehr die Facultäten, angefangen haben, sich diese Grade bezahlen zu lassen, ist diese Sicherheit äusserst geringe. Auf manchen Akademien wird ein ordentlicher Handel mit denen Graden getrieben, und alles promovirt, was nur bezahlen kann und will. Ja es ist bey denen verschiedenen Akademien ein völliger Wettstreit entstanden, welche es denen Promovirenden am mehresten erleichtern kann, um durch diese Gefälligkeit einen so viel stärkern Absatz ihrer Diplomen zu erhalten. Traurig ist in der That ein solcher Handel, der sich auf das Blut und das Leben der übrigen Einwohner gründet, und den nur der gewissenloseste Eigennutz hat einführen können. Sie sollten bedenken, daß sie eigentlich Schuld an allen dem Unheil, an allen denen

nen Todtschlägen sind, die ein solcher unwissender Arzt begeht, da sie ihn denen übrigen Einwohnern durch den Doctor-Grad empfohlen haben. Die Einwohner können ihn nie in Ansehung seiner medicinischen Kenntnisse beurtheilen, und sie müssen sich auf das Wort und auf die Rechtschaffenheit der Akademien verlassen. Wehe denen, die sie hintergehen, und die sich der vielen unglücklichen Fälle unwissender Aerzte mit theilhaftig machen! Besser wäre es zuverlässig, wenn die Prüfungen und die Ertheilungen der Grade auf denen Akademien öffentlich und unentgeldlich geschähen, dann würde vielleicht mit mehrerer Strenge bey denen Prüfungen verfahren werden. Besser wäre es, wie ich glaube, auch, wenn andere in diesen Wissenschaften lehrten, andere im Gegentheil die Prüfungen der Candidaten anstellten, um so viel unpartheyischer zu seyn. Auf diese Art haben wir es auch schon lange mit denen juridischen Prüfungen gehalten, die bey denen Regierungen geschehen, und in denen neuern Zeiten haben wir wenigstens in denen Herzogthümern, die theologischen auf die nämliche Art

von der Akademie entfernt, und es ist nicht zu leugnen, daß sie dabey gewonnen. Nur die wichtigsten unter allen, von welchen das Leben und die Gesundheit unserer Mitbürger abhängt, haben wir noch beständig so gelassen, wie wir sie von unsern Vorvätern aus denen finstern Jahrhunderten empfangen haben. Auf der andern Seite sind aber auch auf vielen Akademien die Einrichtungen in Ansehung der medicinischen Facultät so mangelhaft, daß man in der That nur wenig von denen Studirenden fordern kann. Mängel in mehrern und in oft nothwendigen Fächern haben sich eingeschlichen, und um bey denen Prüfungen vollkommen gerecht zu seyn, muß man freylich nicht allein darauf sehen, was die Studierende gelernt haben, sondern auch, was sie bey den gegenwärtigen Umständen der Akademie haben lernen können. Es wäre ja thöricht, Anatomie oder Chemie, oder Chirurgie, oder Hebammenkunst, oder medicinische Praxin von Studierenden zu fordern, wenn ihnen alle Gelegenheit benommen, solche zu erlernen, und sie diese Wissenschaften kaum dem Nahmen nach kennen. Gewöhnlicher

cher Weise sind die nutzbaren practischen Wissenschaften auf den mehresten Akademien gar zu sehr versäumt, weil sie grössere Kosten zu ihrer völligen Einrichtung erfordern. Die theoretischen fordern nur den Mann, der sie vorträgt; die practischen im Gegentheil mancherley und nothwendige Kosten, um sie mit Vortheil zu lehren. Mit Recht könnte man dergleichen Akademien, die nie ordentliche Aerzte gehörig zu erziehen im Stande sind, die medicinische Facultät gänzlich nehmen, und sie an solche Oerter verlegen, wo die Arzeneywissenschaft in ihrem ganzen Umfange und nach allen ihren Theilen vorgetragen werden könnte. So thäten wir zum Exempel nicht Unrecht, wenn wir die ganze medicinische Facultät der Kieler Akademie nach Kopenhagen verlegten. Heben können wir sie nicht ohne sehr beträchtliche Kosten, die schon an Kopenhagen gewandt sind, und eine medicinische Schule ist für unsere Länder völlig hinreichend. Traurig ist es dabey, Männer von Werth und von Verdienst an eine Stelle zu setzen, wo sie wegen der Umstände, und nur aus Mangel aller Unterstützung, unthätig wer-

den

den müssen. So ist es zum Exempel unserm seligen Berger bey allen seinen wirklichen Kenntnissen und bey seinem gar herrlichen Vortrage gegangen; so ist es denen übrigen Lehrern, ihrer wahren Verdienste und ihrer Bemühung ungeachtet, gegangen; und so wird es unserm Hensler, seines Eifers ungeachtet, gleichfalls gehen. Die größte Zahl der in Kiel Promovirten, insonderheit solcher, die sich bloß in Kiel aufgehalten, zeigt es auch deutlich genug. Wie ist es möglich, ohne alle Anatomie, ohne Chemie, ohne Chirurgie, ohne Hebammenkunst und ohne Hospital, geschickte und würdige Aerzte zu bilden! Unbillig ist es deswegen, die Studierenden, die sich der Arzneywissenschaft widmen, an Kiel zu binden, wo sie solche nicht erlernen können, und nicht an Kopenhagen, wo die Hülfsmittel für diese Wissenschaft so vorzüglich und wo sie auch wirklich genutzt werden.

Zu der bessern und leichtern Heilung der Kranken haben wir auch die so genannten Physicate eingerichtet und übers ganze Land vertheilt. Diese nicht allein von den Akademien geprüfte, sondern auch von dem Landesherrn

angesetzte Aerzte sollten billig mit der äussersten Vorsicht gewählt werden, um ein Beyspiel wahrer Verdienste und wirklicher medicinischer Kenntnisse zu geben. Billig wäre es zugleich, diese keinem anzuvertrauen, als solchen, welche sich wenigstens eine Zeitlang bey in- oder ausländischen Hospitälern aufgehalten und zuverlässige Zeugnisse ihres Fleisses und ihres guten Benehmens in selbigen aufweisen könnten. Nöthig ist es zuverlässig, die theoretischen Kenntnisse der Akademien durch die practischen Erfahrungen der Hospitäler zu berichtigen und auszubilden. Unsere Physicats-Districte sind ohnedem viel zu weitläuftig, viele unserer Einwohner von der Wohnung des Land-Physici zu entfernt, um sich seiner Hülfe als Arzt zur rechten Zeit bedienen zu können.

Hieher gehöret auch der grosse Haufen der Quacksalber, der alten Weiber, Scharfrichter, und anderer dergleichen mehr, welche sich nicht entblöden, die gefährlichsten Versuche auf das Leben und die Gesundheit der Einwohner zu machen, und die, da sie nicht durch die Diplomen der Akademien geschützt sind, für den

Richter-

Richterstuhl der Policey gehören. Sie sind doppelt nachtheilig, da sie theils selbst die unglücklichsten Folgen auf das Leben und die Gesundheit der Einwohner hervorbringen, theils auch solche bey ihren Krankheiten abhalten, vernünftigere und bessere Mittel anzuwenden. Sonderbar ist in der That das blinde Zutrauen der Einwohner gegen diese verschiedenen Arten der Quacksalber, deren Unwissenheit und geringe Kenntnisse sowohl des menschlichen Körpers, als auch der Mittel, welche sie anwenden, selbst durch ihr vorhin geführtes Leben so äusserst deutlich sind. Dem ungeachtet finden sie Eingang. Jeden, der bey ihrer Cur gesund wird, stellt man als ein Wunder der ausübenden Arzeneykunde auf, und die vielen, die unter ihren Händen sterben, werden sorgfältig verschwiegen, um nicht einen Beweis der begangenen Thorheit abzugeben. Bey diesen muß indessen keine Schonung Statt finden, und die Policey behandelt sie nach der völligen Strenge der Gesetze, da es hier auf das Leben und die Gesundheit unserer Mitbürger ankömmt. Sie sind die Mörder manches recht-

schaffenen Mannes, und sie mögen aus wirklicher Unwissenheit des Schadens, welchen sie anrichten, fehlen, aus dem gewissenlosesten Eigennutze, so wäre Schonung gegen sie Grausamkeit gegen die übrigen Bewohner des Landes.

In Ansehung der Wundärzte ist es bey uns zuverlässig noch weit ärger. Wie wenige haben wir im Lande, die wirklich den Nahmen der Wundärzte verdienen! Es ist aber auch nicht zu verwundern. So lange wir sie durch das Handwerk des Balbirens selbst herabsetzen, ihre Erziehung dadurch verderben, und sie in ihrer Jugend den ganzen Tag auf den Straßen mit dem Balbier-Beutel herumlaufen lassen, können wir freylich nicht viele Kenntnisse des Wundarztes von ihnen erwarten. Glücklicher sind die entfernten Nationen, die Engländer und Franzosen, in diesem Falle, welche das Rasiren gänzlich von der Wundarzeney abgesondert und denen Haarschneidern überlassen haben. Ihnen gehört es auch eigentlich, und sie erhalten dadurch eine zwar geringere Menge; aber zuverlässig weit geschicktere Wundärzte.

Wir

Wir haben es ihnen freylich in guter Absicht überlassen, um ihnen bey unserer geringen Volksmenge ein so viel leichteres und sicheres Auskommen zu verschaffen; allein in Ansehung ihrer Kenntnisse haben sie unendlich verlohren. Sie sind dadurch bloß Balbirer geworden, und verdienen itzt kaum den Nahmen der Wundärzte, ob wir gleich bey einem jeden unglücklichen Zufalle gezwungen zu ihnen unsere Zuflucht zu nehmen genöthiget sind. Unglaublich ist die Menge und die Grösse der Fehler, welche sie begehen, wovon wir auch in den letzten Zeiten bey uns auffallende Beyspiele gehabt. Besser wäre es zuverlässig, wenn wir die Menge unserer Wundärzte verminderten, für ihre grössere Geschicklichkeit und Uebung in denen Hospitälern sorgten, und solche selbst durch kleine Gehalte an den nöthigen Oertern sich aufzuhalten bewögen. Die Wundarzeneykunst fordert viele Kenntnisse, insonderheit des menschlichen Körpers, fordert Erfahrung, Uebung und eine feste Hand, um die Operationen gehörig zu beurtheilen und glücklich auszuführen. Mit Recht haben wir auch in dieser Absicht in den neuen

Zeiten eine chirurgische Akademie angelegt, um wenigstens die Regimenter, die Kriegsschiffe, und andere dergleichen besoldete Plätze, mit besser unterrichteten Wundärzten besetzen zu können. Es erfordert indessen natürlich einige Zeit, ehe und bevor die Wirkungen und der Nutzen dieser Einrichtung sichtbar und allgemein wird. Billig sollte auch in einem jeden Districte oder Physicate ein ordentlich unterrichteter Wundarzt angesetzt werden. Er ist eben so nöthig als der Arzt. Ueberdem wird er oft mehr gesucht, da die Fälle, wo man seiner Hülfe benöthigt ist, deutlicher in die Augen fallen, als bey den innerlichen Krankheiten.

In Ansehung der Hebammen hat es sich freylich in unsern Gegenden in den neuen Zeiten gar sehr gebessert. Die Gnade unserer Regierung hat theils das Accouchements-Haus in Kopenhagen, theils die Hebammen-Schulen in denen Herzogthümern eingerichtet, wodurch die Kenntnisse unserer Hebammen nicht wenig gewonnen. In denen grössern und volkreichern Städten wenigstens finden wir Hebammen, die freylich keine vollkommene Accoucheurs sind, die

aber doch bey natürlichen Geburten hülfreiche Hand leisten können, ohne Schaden zu verursachen. In denen kleinern Städten oder auf dem Lande im Gegentheil ist dieses Geschäfte freylich noch immer denen alten Weibern überlassen, die ohne Kenntnisse und zu oft das Leben und die gesunden Gliedmaßen der Mütter und der Kinder in nicht geringe Gefahr bringen. Sie hängen noch oft an alle mögliche Vorurtheile in Ansehung der Wärme und der hitzigen Getränke, wodurch sie bey Kindbetterinnen häufigen Nachtheil anzurichten pflegen.

Auch bey denen Apotheken und ihren Einrichtungen liesse sich noch manches bemerken. Wir haben die Anzahl derselben eingeschränkt; wir haben ihnen einen Gewinn auf ihre verschiedenen Waaren erlaubt, der bey allen übrigen jüdisch würde genannt werden, um sie dadurch zu vermögen, uns gute, sichere und frische Waare zu liefern. Nicht allemahl aber erreichen wir unsern Zweck. Die Gewinnsucht verleitet doch manche, schlechte und verlegene Waare zu verkaufen. Wenige sind überdem aufmerksam genug, den Ort, die Zeit,

die

die Umstände genau zu bestimmen, unter welchen ihre Gewächse zum Exempel gesammlet werden. Sie sind völlig zufrieden, die richtige Art zu liefern, und doch haben die Nebenumstände auf die Wirkungen derselben einen so äusserst wichtigen Einfluß. Viele pflegen sie, auch selbst die wirksamsten, in ihren Gärten zu erzielen, wo sie ihren Geruch, Geschmack, so wie den größten Theil ihrer Kräfte verlieren, und beynahe völlig kohlartig werden. Hieraus entstehen, wenigstens zum Theil, die häufigen Streitigkeiten der Aerzte über die verschiedenen Wirkungen der Arzeneymittel. Sie haben vielleicht beyde Recht, und der Unterschied hängt vielleicht bloß von dem Boden ab, auf welchem sie gewachsen, und von den Umständen, unter welchen sie gesammlet. Hiezu kömmt noch, daß wir unsern Apotheken eine Menge der Arzeneymittel aufgebürdet haben, die vielleicht kostbar sind, aber keine oder geringe Wirkung haben, und daher selten gefordert werden. Sie liegen mehrere Jahre, verderben, verlieren ihre Kräfte, und müssen, wenn der Apotheker gewissenhaft seyn will, weggeworfen

worfen und durch andere ersetzt werden, denen es bald wieder auf die nämliche Art ergeht. Wie schwer ist es hier, völlig uneigennützig zu seyn! Die mehresten lassen sie liegen, in der Hoffnung, daß sie nicht gefordert werden; und geschieht es dann, so sind sie nur verdorben zu finden. In den neuern Zeiten haben wir freylich viele aus der Liste unserer Officinalien weggestrichen; allein es bleiben noch verschiedene übrig, die gerne entbehrt werden könnten, so wie andere fehlen, die wirklich wirksam sind. Es kömmt nicht darauf an, eine grosse Menge der Arzneymittel zu haben, sondern gute, sichere und wirklich wirksame. Um die Einwohner gegen schlechte und falsche indessen zu sichern, haben wir zwar die jährliche Untersuchung der Apotheken denen Aerzten aufgetragen; allein wo geschehen die mit der gehörigen Aufmerksamkeit? Wie ist es möglich, die fast unzähliche Menge der Arzenermittel nach ihrem verschiedenen Geruch und Geschmack in der Zeit einiger wenigen Nachmittags-Stunden zu untersuchen und ihre wirkliche Güte zu bestimmen, insonderheit da noch dazu ein grosser Theil die-

ser Stunden am Coffee- und Thee-Tische zugebracht zu werden pflegen. Diese Untersuchungen haben deswegen auch, nach der itzigen Einrichtung, nicht den allergeringsten Nutzen. Nur ein Arzt von Kenntnissen ist im Stande, sie gehörig zu unternehmen, und der wird seiner eigenen Ehre wegen die Apotheke, wo er verschreibt, fleissig und für sich allein besuchen, um die Güte der verschiedenen Arzeneymittel gehörig und zweckmässig zu bestimmen, und sich von allen Umständen ausführlich zu unterrichten. Er wird sich mit der Sammlung und den Kräften der einfachen Mittel, so wie mit der Bereitung der chymischen auf dieser besondern Apotheke bekannt machen, die oft auf verschiedenen Apotheken verschieden genug zu seyn pflegen. In London ist die Einrichtung der Apotheken vorzüglicher, indem sie alle kostbare, leicht verderbende oder schwer und mühsam zubereitende Waaren nicht selbst vorräthig haben dürfen. Diese werden in dem so genannten Apothecarys Hall, welche der Innung gehört, in Menge zubereitet und aufbewahrt, wo ein jeder sie für billige Preiße kann holen lassen.

Dadurch werden sie im Stande gesetzt, weit unter der eigentlichen Taxe ihre Waaren zu verkaufen.

Ein anderer noch nachtheiligerer Mißbrauch in Ansehung der Apotheken ist der eingeführte Gebrauch der so genannten Haus-Apotheken, die so sehr bey uns sind Mode geworden. Ein übertriebener Eigennutz mancher Aerzte hat sie erfunden, und die besondere Leichtigkeit des reichen und armen Pöbels, alles Wunderbare und Ausserordentliche zu glauben, hat sie allgemein gemacht. Sie verbreiten, der Büchse der Pandora gleich, Tod und Verderben in ihrem ganzen Wirkungskreise aus ihren bunten Schächtelchen. Wie sollte ein vernünftiger Mensch wohl glauben können, daß er im Stande sey, die ganze Arzeneywissenschaft aus einem kleinen Octav-Blättchen zu erlernen, die diese Haus-Apotheken gewöhnlicher Weise zu begleiten pflegen? Wozu wäre denn der Fleiß, die Emsigkeit der wahren Söhne Aesculaps, wenn man so geschwind und leicht ein Arzt werden könnte? Wie rasend ist es nicht, wirksame Arzeneymittel denen Einwohnern in die Hände zu

geben, ohne ihnen zugleich Kenntniß des menschlichen Körpers überhaupt, Kenntniß der Krankheiten, wo sie nutzbar angewandt werden könnten, und die gehörige Bemerkung der Umstände mitzutheilen! Ein jeder weiß, wie schwer es auch für den geschicktesten und erfahrensten Arzt ist, die Krankheit im Anfange mit einiger Gewißheit zu bestimmen; allein dem Besitzer der Haus-Apotheke ist dieses unumgänglich nothwendig, um seinen Schatz gehörig anzubringen. Er muß den Nahmen seiner Krankheit haben, denn sonst kann er sich nicht bey seinem Receptbuche Raths erholen; und wie viele theils lächerliche, theils tödtliche Irrungen gehen hiebey nicht vor! Viel lieber wollte ich die Kranken der ihnen so gütigen Natur und einer vernünftigen Diät überlassen, als ihnen aufs Gerathewohl Arzeneymittel verschlucken zu lassen, die vielleicht zehnmahl schaden, ehe sie einmahl helfen. Sind sie unwirksam, so ist es offenbarer Betrug; und sind sie wirksam, sind sie doppelt gefährlich. Mir wenigstens werden sie beständig fürchterlich seyn, da ich durch sie einen meiner jugendlichen Freunde in der

Blüthe seiner Jahre verlohren. Sie machten bey dieser Gelegenheit einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Er war ein gesunder, starker, vollblütiger, junger Mann, und war des Abends vergnügt mit uns in scherzender Gesellschaft. Warm von Vergnügen, vom Getränke, mochte er sich wohl beym Zuhausegehen erkältet haben, und erwachte am folgenden Morgen mit Kopfschmerzen, mit trockener Zunge, und vermuthlich etwas Fieber. Er und sein Wirth zogen eine solche Haus-Apotheke zu Rathe; und weil die Kopfschmerzen das beschwerlichste Symptom waren, so verwandelten sie noch vor Abends durch die gegen Kopfschmerzen gerühmten hitzigen Mittel, ein unbedeutendes Fieber in einen ordentlichen Schlagfluß. Er starb den folgenden Tag in meinen Armen, als ein unglückliches Opfer seiner Unbesonnenheit und der Haus-Apotheke. Hätte er sich bloß im Bette gehalten, hätte er häufigen und bloßen Thee, oder anderes Getränke getrunken, wozu ihn der Durst selbst einlud, würde er vermuthlich den folgenden Tag wieder gesund gewesen seyn. So schrecklich ist

der Irrthum bey den Haus-Apotheken; und wo ist er dem ungeachtet leichter und häufiger? Selbst vernünftige Aerzte haben sich aus Eigennutz verleiten lassen, dergleichen Mittel unbestimmt auszutheilen. Hieher gehören zum Exempel Unzers weisses Pulver, Stahls rothes, oder Fyhrsens graues. Sie sind freylich weit weniger gefährlich, da sie nicht viel mehr wirken, als wenn man eine Messerspitze voll Salz verschluckt; allein alsdann ist es augenscheinlicher Betrug, und hält nur ab, etwas vernünftigers und zweckmässigers zu brauchen. Die wirksamen sind freylich weit gefährlicher, wie zum Exempel die Schwerschen Tropfen, die St. Germainschen Mittel, das Ailhardische Pulver, und so viele andere. Selbst die so genannte Hallische Medicin gehört hieher, wenn gleich die Pietisterey unserer Regierung unter Christian dem sechsten derselben einen freyen Verkauf in unsern Landen verstattet, weil sie in einem Waysenhause verfertiget wurde, als ob es bey den Wirkungen der Arzeneymittel auf die Gesundheit unserer Einwohner nicht völlig gleichgültig, ob solche von einem armen

 Waysen-

Waysenknaben, oder von einem reichen Atheisten zubereitet. Schande ist es in der That, daß einem solchen für das Leben und die Gesundheit unserer Einwohner nachtheiligen Unfug nicht gesteuret werde, sondern daß man sogar gleichgültig zusieht, wie dergleichen Arzeneyen in allen unsern Zeitungen gelobpriesen, und denen Leichtgläubigen als unfehlbare Mittel feil geboten werden! Die Regierung bedenkt nicht genug, wie leichtgläubig der gemeine Mann in dieser Absicht sey, wie leicht er sich von dem Wunderbaren einnehmen lasse, und wie sehr sein Leben und seine Gesundheit dadurch in Gefahr gerathen. Haben wir nicht selbst in unsern aufgeklärten Zeiten Gaßner und Caglioſtro, Mesmer und St. Germain auftreten und selbst Glück machen sehen. In Ansehung der Thorheiten giebt nicht leicht eine Nation der andern, oder ein Jahrhundert dem andern etwas nach. Der gemeine Mann muß überdem seiner Lage nach geschwinde und wohlfeil geheilet werden, und er geht lieber zu dem Quacksalber oder zu der Haus-Apotheke, wo ihm mehr versprochen wird, als zu einem vernünftigen Arzte, den er

erst suchen muß, der ihn nach der Apotheke schickt, und wo ihm seine Heilung sowohl weitläuftiger als kostbarer zu werden scheint. Hiezu kommen noch die zum Theil häufig eingerissenen venerischen Krankheiten, welche sie einer unrecht angebrachten Schamhaftigkeit willen so lange als möglich verschweigen, und sich doch nachher lieber dem Bader oder dem Quacksalber, als dem ordentlichen Arzte anvertrauen, der doch nach seinem Eide und nach seiner Pflicht zur Verschwiegenheit verbunden ist. Für die Kranken in der Einbildung sind die Receptbücher und Haus-Apotheken noch weit nachtheiliger. Täglich finden sie in erstern neue Krankheiten, womit sie sich behaftet zu seyn glauben, und in letztern neue Mittel, welche sie anzuwenden sich verpflichtet halten. Sie leiden durch eine gar zu lebhafte, unrichtig gestimmte Einbildungskraft, und eine gut gefüllte Haus-Apotheke vollendet ihren Ruin gänzlich.

Zu der geschwindern und leichten Heilung der Reichen und der Armen gehören endlich auch die Gesundbrunnen und Bäder, die wir so gänzlich aus der Acht gelassen haben. Ich glaube

zwar gerne, daß die Reise, die Zerstreuung und andere Nebenumstände wirksamer sind, als die getrunkenen Wasser; indessen ist ihr Einfluß, er rühre woher er wolle, doch immer beträchtlich. Auch als Stadt-Nahrung betrachtet, sind sie wichtig, und wir sehen, wie der wohlhabendere Theil unserer Einwohner, mit nicht geringen Kosten fürs Land, theils der Gesundheit, theils des Vergnügens wegen, die verschiedenen Brunnen und Bäder Teutschlandes zu besuchen pflegt, und den Umlauf des Geldes in den dortigen Gegenden vermehrt. Auch Schweden hat seine Einwohner durch verschiedene angelegte Gesundbrunnen im Lande zu erhalten gewußt, und nur wir haben sie gänzlich verabsäumet. Freylich ist es wahr, daß wir in einem flachen Lande wohnen, wo der warmen Bäder gar keine, und der Mineralwasser nur wenige und von geringem Gehalte gefunden werden. Wir haben indessen doch einige Brunnen, welche eisenschüssig, welche wirklich einige Kräfte zu haben scheinen, und die auch in vorigen Zeiten berühmt gewesen, wie zum Exempel den Bramstedter und vielleicht einige an-

dere. Das Vorzüglichste aber dieser Art, welches wir haben könnten, und welches für uns wirklich nutzbar wäre, sind die Seebäder. Allenthalben an der See kann es uns nicht an Oertern zu Einrichtungen dieser Art fehlen. Sie haben zuverlässig vorzügliche Wirkung, und sind im Ganzen für die Gesundheit vielleicht nutzbarer, als die mancherley Gesundbrunnen und die warmen Bäder. Gehörig angelegt würde auch der Ueberfluß aller Art unserer Provinzen, und die Annehmlichkeit unserer Gegenden ihnen bald die gehörige Menge der Badegäste verschaffen. England hat sie insonderheit eingeführt, und hat verschiedenen seiner Seestädte durch diese Bäder eine beträchtliche Nahrung und seinen Kranken ein leichtes Hülfsmittel zu verschaffen gewußt. Southampton, Margate, Brighthelmstone, und andere mehr, leben beynahe gänzlich von ihren Seebädern, und es wäre wohl zu wünschen, daß wir diesem Beyspiele folgen möchten. Wir haben der kleinen Seestädte genug, für welche eine solche Verstärkung ihrer Stadtnahrung sehr wohlthätig seyn würde, und auch

der Kranken überflüssig, die das Seebad mit wirklichem Nutzen anwenden könnten. Bey gichtischen und andern durch Erkältung entstandenen Zufällen, von welchen die Nordischen Nationen hauptsächlich zu leiden pflegen, sind Seebäder vorzüglich wirksam.

Unmöglich kann aber die Regierung allen diesen eingerissenen Mißbräuchen und Unordnungen vollkommen vorbeugen, unmöglich auf die Gesundheit des ärmern Theils unserer Einwohner gehörig und mit Nachdruck wirken, als einzig und allein durch die gehörige Anlage gut eingerichteter Hospitäler oder Krankenhäuser. Ich weiß zwar wohl, daß man auch die Armen in ihren Wohnungen durch dazu bestellte Aerzte und Wundärzte gänzlich umsonst, wie zum Exempel in Hamburg, hat heilen wollen; allein es hat nie, kann nie den nämlichen Einfluß haben. Man muß den Armen völlig in seiner Gewalt haben, um ihn gehörig und mit Gewißheit zu heilen. Es fehlt dem Armen nicht allein Rath und Arzeney, es fehlt ihm oft mehr Pflege und Wartung. Könnte ihm aber auch diese, welches doch wegen der schlechten, dum-

pfigen

pfigen und feuchten Wohnungen äusserst schwer ist, durch die aufmerksame Veranstaltung des Armenwesens verschaffet werden, so fehlet doch allemahl die nöthige Aufsicht, daß die Vorschriften des Arztes gehörig und genau befolgt werden. Der Arme steckt in Ansehung seiner Gesundheit so voller Vorurtheile, läßt sich nicht leicht von der Nothwendigkeit einer genauen Beobachtung der gegebenen Vorschriften überreden, und wird nur gar zu oft das Opfer seines Ungehorsams. Seine Verwandte und Freunde geben überdem mancherley Hülfsmittel an die Hand, die mit unter fleissig gebraucht werden, ja oft werden die von dem Arzte verordnete Mittel bey Seite gesetzt, und weggeworfen, um die verschiedenen ihnen vorgeschlagenen Hausmittel zu gebrauchen. In Ansehung der zu beobachtenden Diät ist es noch weit ärger. Der gemeine Mann glaubt allemahl, daß bey einer jeden Krankheit Stärkung nöthig sey, und der Arzt mag sagen, was er will, so glaubt er, daß er diese dem Kranken nie zuverlässiger verschaffen könne, als durch fette Suppen, durch starke Speisen, oder durch hitzige Ge-

tränke.

kränke. Alle Nachbarn, Freunde und Wohlthätige schicken ihm deswegen, was sie nur vermögen, schicken ihm das Beste, was er in seinen gesunden Tagen vielleicht liebte, und bedenken nicht, wie nachtheilig ihm ihre Güte während seiner Krankheit seyn könne. Sie sehen die Lust zum Essen als das sicherste Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit an, und suchen sich selbst durch eine angenehme Illusion zu betrügen, wenn sie dem Kranken das Essen einnöthigen. Hiezu kömmt noch das elende Lager, die dumpfigen und feuchten Zimmer, die keine Kunst des Arztes völlig zu reinigen im Stande, und doch auf die Krankheiten einen so beträchtlichen Einfluß haben. Für die Aerzte, welche aus Pflicht und Menschenliebe die Besorgung dieser Art der Kranken in ihren Wohnungen übernehmen, ist es überdem äusserst gefährlich. Die Wohnungen der Armen sind klein, unrein, dumpfig, wo die hitzigen Krankheiten sowohl weit heftiger, als auch weit ansteckender zu seyn pflegen. Die Besorgung übernehmen zugleich die jüngern Aerzte, deren Praxis noch nicht sehr ausgebreitet, die sich leich-

ter durch das Gehen erhitzen, und die gegen das Anstecken aller hitzigen Krankheiten weit empfänglicher sind. Hamburg hat schon auf diese Art mehrere verlohren, die unter andern Umständen vermuthlich noch lange die Hülfe mancher Nothleidenden und eine Zierde unter den Aerzten ihres Vaterlandes gewesen wären.

In Ansehung der ansteckenden Krankheiten sind die Hospitäler noch fast nothwendiger, da diese stärker um sich greifen, und oft ganze Familien der Armen aufs Krankenlager werfen, wodurch fast alle Sorgfalt und Wartung aufhört. Die Blattern zum Exempel, welche so ungeheure Verwüstungen unter die Kinder der Armen anrichten, verdienen eine gewiß grössere Aufmerksamkeit. Nicht die Heftigkeit sowohl der Krankheit, sondern der Mangel an Wartung und unrichtig angewandte, nachtheilige, hitzige Mittel sind es, welche sie in ein frühes Grab bringen. Hier könnten sich Einimpfungs-Anstalten entweder in den Häusern der Eltern oder in Hospitälern nutzbar zeigen, wenn solche nur ohne Gepränge und nach den Umständen der Armen eingerichtet wären. Selbst denen

Eltern

Eltern könnte man sie gerne in dieser Zeit überlassen, da die eingeimpften Blattern bey gehöriger Vorsicht und Wahl der Materie so äusserst gelinde zu seyn pflegen. So auch die Masern. Selten selbst von sonderlicher Bedeutung hinterlassen sie oft durch unrichtige Diät, oder durch gar zu frühe Erkältung, die unglücklichsten Folgen. Sie fordern auch nach der Genesung eine Sorgfalt und Vorsicht, die selten bey denen Armen Statt findet.

Hieher gehören gleichfalls die unglücklichen venerischen Krankheiten, welche hin und wieder stark verbreitet im Finstern schleichen. Zu schamhaft, eine schändliche Krankheit zu gestehen, nehmen sie mehr und mehr überhand, wurzeln stärker ein, bis sie zuletzt gar unheilbar werden, oder doch wenigstens die nachtheiligsten Folgen auf die künftige Nachkommenschaft nach sich ziehen. Zu wünschen wäre es, daß man hier durch vernünftige Einrichtungen der leidenden Menschheit zu Hülfe kommen könnte. Die verschiedenen Mittel der Quacksalber, die allenthalben ausposaunet werden, gründen sich größtentheils auf Eigennutz, sind selten zuver-

lässig.

lässig, und können wenigstens nicht auf alle Umstände und auf alle Grade der Krankheit passen. Sie werden indessen wegen der Heimlichkeit, mit welcher sie gebraucht werden können, häufig angewandt, selbst früher angewandt, wodurch sie oft wirklich nutzbar werden, und in den ersten Graden der Krankheit wirkliche Dienste leisten. Vielleicht wäre es möglich, durch eine ähnliche Einrichtung, nur durch genauere Untersuchung der Umstände und durch veränderte Mittel, diesen Unglücklichen noch weit nutzbarer zu werden.

Hospitäler halte ich deswegen zu der Heilung des armen Theils unserer Einwohner unumgänglich nöthig; allein sie müssen vernünftig angelegt und gehörig unterhalten werden. Sie müssen auf der einen Seite völlig nach den Regeln der Arzeneykunst eingerichtet werden, um dem von ihnen zu erwartenden Nutzen völlig zu entsprechen. Sie müssen aber auch auf der andern Seite öconomisch angelegt werden, um mit den Summen, die auf ihre Einrichtung verwandt werden können, so weit als möglich zu reichen; oder so viele Kranken als

möglich

möglich zu unterhalten. Die Lage derselben sollte diesem Zwecke angemessen seyn. Sie sollte hoch, trocken, und so viel wie möglich frey seyn, um dadurch einen gehörigen Einfluß der Sonne und des Windes zu bewirken. Bey unserm herrlichen Friederichs-Hospitale in Kopenhagen, welches wir der Gnade und Vorsorge unsers unvergeßlichen Friederichs des fünften zu verdanken haben, hat man hierinnen gar zu sehr gefehlt. Die Lage ist zu niedrig, feuchte, insonderheit an der einen Seite, wo es auf dem Graben des vormahligen Amalienburger Schlosses stehet. Hier sind deswegen auch die Fieber im Herbste äusserst hartnäckig und beynahe unheilbar. Es liegt überdem auf allen Seiten mit hohen und grossen Pallästen eingeschlossen, die den gehörigen Luftzug hindern, und wo ein Hospital auf keine Art und Weise hingehört. Auf die nämliche Art muß für die Krankenstuben gesorgt seyn in Ansehung der Grösse, Höhe, Reinlichkeit, des Luftzuges, der Menge der Kranken und der Einrichtung der Betten. In dieser Absicht kann ich in der That mit Vergnügen unser Kopenhage-

ner Hospital als Beyspiel darstellen. Ich habe auch ausserhalb Landes keines gesehen, welches dieses in dieser Absicht überträfe, und sehr wenige, die ihm gleich kämen. Auch die Verpflegung muß endlich medicinisch seyn. Nichts muß gesparet werden, was zu der Heilung der Kranken beytragen könne: denn dieß ist der eigentliche Zweck. In Ansehung der Nahrung, in Ansehung der Kleidung, oder auch in Ansehung der Arzeneymittel selbst, muß keine Sparsamkeit, die auf die geschwindere oder sicherere Heilung der Kranken Einfluß haben könnte, Statt finden. Der Arzt, so wie der Wundarzt, müssen anständig besoldet werden, damit sie insonderheit dieser Anstalt ihre vorzügliche Sorgfalt widmen können; auch selbst die Wärterinnen müssen so angesetzt werden, daß sie nicht nöthig haben, von denen Kranken einige wenige Schillinge zu erpressen.

Die Hospitäler müssen aber nicht allein medicinisch, sie müssen auch öconomisch angelegt seyn. Oeconomisch in Ansehung der Gebäude. Sie müssen zu dem Zwecke, wozu sie angelegt worden, vollkommen hinreichen; sie

müssen fest, dauerhaft und bequem seyn; allein alle überflüssige Pracht mißfällt mir äusserst. Wir sollten bedenken, daß sie zum Gebrauche und zur Unterstützung der Armen bestimmt sind, und wahres Mitleiden wirkt gerne im Stillen. Palläste daraus zu machen ist in der That thöricht, und Krankenhäuser schicken sich am allerwenigsten, um Gegenstände der Pracht und der Verschwendung daraus zu machen. Wer trägt denn gerne seine Wunden und Geschwüre zur Schau? und warum sollte der Staat es thun? Es sind ja ohnedem der öffentlichen Gebäude in denen Städten genug, bey denen wir mit Recht eine etwas grössere Pracht anwenden können, wenn wir zu der Verschönerung der Stadt Geld genug überflüssig haben. Diese übermässige Pracht der Gebäude bey denen Hospitälern verzehrt zugleich theils bey ihrer ersten Erbauung, theils durch ihre jährliche Erhaltung, die oft beträchtlichen Summen, welche zu dieser Einrichtung angewandt werden können, und unsere fertigen Hospitäler sind nachher nicht im Stande, die gehörige Menge der Kranken, für welche sie erbauet worden,

zu unterhalten, oder auch alle zu ihrer Heilung nöthige Bequemlichkeit zu verschaffen. Ohne eben prächtig und verschwenderisch zu seyn, können diese Gebäude zierlich, mit Geschmack gebauet, angenehm in die Augen fallen. In diesem Stücke hat man insonderheit bey den Englischen Hospitälern gefehlt. Das Bethlam-Hospital, George-Hospital, und andere mehr, sind die schönsten Gebäude mit in London, und werden denen Fremden nicht sowohl wegen der Anwendung, als wegen der Bauart gezeigt; allein der Reichthum des Landes und die Wohlthätigkeit der Einwohner macht dem ungeachtet, daß die Kranken nicht darunter leiden. Nur das Fündlings-Hospital habe ich eine Zeitlang deswegen verschlossen gesehen. In diesem Stücke hat man gleichfalls bey unserm Friederichs-Hospital gefehlt. Man erbauete es unter den übrigen Pallästen, und es mußte gleichfalls Pallast seyn. Dieß kostete sehr beträchtliche Summen; die Unterhaltung dieser gewaltigen Gebäude, die ohnedem weder in Ansehung der Materialien, noch in Ansehung der Zusammensetzung dauerhaft angelegt waren,

verursachte jährliche beträchtliche Kosten, und noch nie ist man im Stande gewesen, die völlige Anzahl der Kranken, für welche es eingerichtet worden, nämlich 300, darinnen zu erhalten. Das sonderbarste dabey war, daß, wie die vier grossen Palläste oder Flügel, die die Fronte ausmachen, fertig waren, man nicht wußte, wozu man sie eigentlich anwenden wollte. Sie waren bloß erbauet worden, um die andern Gebäude oder eigentlichen Krankenstuben zu verbergen, weil sie nicht prächtig genug in die Augen fielen, und man war froh, sie auf irgend eine Art los zu werden. Der eine Flügel ward gänzlich dem Apotheker zu seinen Einrichtungen eingeräumt; der zweyte dem Accouchements-Hause, und die beyden übrigen denen verschiedenen Hospitals-Bedienten, wozu noch überdem der Professor Botanices, wegen der Nähe des damahligen botanischen Gartens, auf Amalienburg kam, welches alles indessen der eigentlichen Absicht des Hospitals wenig angemessen. Bey gehöriger Einrichtung hatten die eigentlichen Hospitals-Bediente alle in denen beyden Mittel-Gebäuden

überflüssig Platz, insonderheit wenn gleich vom Anfange an die Kirche und die dazu gehörigen Wohnungen, welche für Kranke von keinem Nutzen sind, wären weggelassen worden.

Hospitäler müssen öconomisch seyn in Ansetzung der Unterhaltung. Nichts muß fehlen, nichts erspart werden, was zur geschwinden und leichten Heilung beytragen kann; allein wir müssen allemahl bedenken, daß es für Nothleidende eingerichtet, wo eine jede Art der Verschwendung unrichtig angebracht. Hieher gehört auch eine so geschwinde Entlassung aus dem Hospitale, als nur die Umstände der Krankheit erlauben. Bey der erfolgten Heilung müssen sie andern Platz machen, insonderheit wenn die Menge der Kranken groß und solche nicht in dem Krankenhause alle Platz finden können. Freylich finden manche unserer Armen in dem Krankenhause mehrere Bequemlichkeit, vorzüglichere Wartung, grössere Ruhe, und selbst vielleicht überflüssigere Nahrung, wie sie ausser denselben gewohnt sind, und suchen deswegen ihren Aufenthalt in selbigem so viel möglich zu verlängern. Es ist aber gegen die

eigentliche Absicht und Einrichtung des Hospitals; und wenn ihre Umstände wirklich öffentliche Unterstützung fordern, verdienen, so müssen sie solche bey denen Armen-Cassen suchen, wobey ihnen die Zeugnisse des Hospital-Arztes oft nutzbar seyn können, insonderheit wenn sie wegen unheilbaren Gebrechen entlassen worden.

Hospitäler müssen endlich öconomisch seyn in Ansehung der dabey angesetzten Bedienten. Ihre Zahl muß so geringe als möglich, und ihr Unterhalt anständig, aber nicht überflüssig seyn. Wir müssen bedenken, daß wir hier mit dem Vermögen der Armen wirthschaften, und daß jeder zu viel ausgegebene Schilling denen Nothleidenden entzogen wird, der zu der Verringerung ihres Elendes hätte dienen können. Wenig wird im Grunde hierauf gesehen, und nirgends finden wir eine grössere Menge überflüssiger und reichlich angesetzter Bediente, als bey dem Armenwesen. Auch bey unserm sonst so trefflichen Friederichs-Hospital hat man im Anfange nicht die schärfste Oeconomie, weder in Ansehung der Unterhaltung der Kranken, noch in Ansehung der angesetzten Bedienten

 beobach-

beobachtet. Mancher ward dabey angesetzt, erhielt Vortheile, nicht weil es die Bedürfnisse des Krankenhauses wirklich erforderten, sondern weil er Gönner und Freunde hatte, die ihn unterstützten. Ewiger Dank indessen Dir, Vater des Vaterlandes, für deine herrliche Wohlthat gegen den hülfsbedürftigsten Theil deiner Unterthanen! Unvergeßlich wird ihnen deine sich nie verläugnende Liebe seyn, wenn gleich deine Wohlthätigkeit hin und wieder unrichtig geleitet, Drohnen statt Arbeits-Bienen ernährte. Deine Absicht war zuverlässig die wohlthätigste, wenn sie gleich nicht allemahl in ihrem völligen Umfange erreicht ward.

II.

Vom Armenwesen.

II.

Vom

Armenwesen.

Traurig ist das Looß des Armen, über dessen Leben ein unerbittliches Schicksal Elend, Hunger und Noth, auch oft ohne sein Verschulden verbreitet. Unabläßige und doch nicht allemahl zu seinem Unterhalte hinreichende Arbeit verbittert seine Tage, und das elende harte Lager und geringe, oft ungesunde Nahrung, hindert des Nachts die nöthige Ersetzung seiner Kräfte. Seine glücklichsten Tage sind die, wo er kaum zur Stillung seines Hungers erwirbt, und mit Schrecken sieht er in der Zukunft durch Alter und Schwäche abnehmende Kräfte und häufige Krankheiten, die sein Elend und seine Noth vollständig machen. Unerbittliche Gläubiger, plündernde Gerichtsbediente nehmen ihm sein weniges All, selbst vielleicht sein geringes Arbeitszeug, das letzte Mittel, sich sein Brodt zu erwerben. Muthlos läßt er die Hände sinken, muthlos geht er endlich in die Classe der Hülfsbedürftigen oder der Armen über. Wehmüthig streckt er seine zitternde Hand nach Hülfe aus; allein seine Mitbürger scheuen den unangenehmen Anblick

blick des Elendes, und gehen stolz vorüber. Die Härte, und noch vielmehr die Nachlässigkeit und Weichlichkeit der Reichen kennt wenig die Noth, die in den Hütten und Schlupfwinkeln der Armen herrscht. Sie durchschwelgen in sorgloser Ruhe ihre Tage, und verprassen an einem vielleicht mehr, als euch Jahre lang würde erhalten haben, und doch ist es zuverlässig mehr Leichtsinn als Härte, daß ihr vergessen werdet. Es giebt zuverlässig der Edlen genug, deren Thräne mitleidsvoll bey fremdem Elende fließt, die auch thätig jedem Unglücklichen beyzustehen eilen; allein nur wenige sind, die Zeit und Aufmerksamkeit genug haben, das Elend aufzusuchen, und Muth genug, selbst in die Hölen und Schlupfwinkel der Dürftigen zu dringen. Wenige sind, die Kenntnisse genug haben, ihnen mit milder Hand, aber nach ihren Umständen eingerichtete und deswegen dauerhafte Unterstützung zu geben. Allmosen sind nur Hülfe des Augenblicks, die selten wahre Wirkungen, oft sogar Nachtheil verursachen, wenn sie unrecht angebracht werden. Hiezu kömmt noch die unverschämte Zudring-

lichkeit

lichkeit der Lasterhaften, welche selbst müssig und oft verschwenderisch die sich so gerne öffnende Hand der Mildthätigen ermüden, und die für die wahren Armen sonst hinreichende Gaben verschlingen. Schwer ist es, aber auch wichtig, hier mit Genauigkeit zu unterscheiden. Der Leichtsinn, die Weichlichkeit der Wohlthätigen verstärken, ohne zu untersuchen und wider ihren Willen, häufig das Laster bey der besten Absicht das Elend der Armen zu vermindern. Die Gnade des Allwissenden wird ihre Gaben dermahleinst nach jener richten, wenn sie gleich auf dieses und auf das Wohl des Ganzen keinen Einfluß gehabt. Hieher gehören zum Exempel auch die unbestimmten, oft unvernünftigen Almosen der Catholischen Klöster, welche zuverlässig nicht wenig zu der ausschweifenden und nachlässigen Lebensart in diesen Ländern mit beytragen. Hieher gehören auch selbst manche unserer Stiftungen, welche durch ausgetheilte Almosen den armen Theil der Nation an Müssiggang und an Betteley gewöhnen.

Traurig ist das Looß des Armen, den unsere bürgerliche Verfassung selbst mehr und mehr unterdrückt. Allenthalben leidet der Elende, ohne Hoffnung zu haben, je seine Umstände wieder zu verbessern; und was das unglücklichste ist, liegt solches in der Natur der Sache, weswegen auch keine Aufmerksamkeit der Regierung es völlig zu verhindern im Stande ist. Bey jedem Einkauf muß der Arme mehr bezahlen. Ohne allen Vorschuß kann er nicht die gehörige Zeit der wohlfeilern Preiße wahrnehmen. Er muß kaufen, wenn es seine Bedürfnisse erfordern, und für die Zukunft zu sorgen, ist ihm völlig unmöglich. Er kauft zugleich in dem allergeringsten Kleinhandel, welcher den Preiß der Waaren so unendlich erhöhet. Sie gehen vielleicht durch die vierte, fünfte Hand, ehe sie zu ihm kommen. Jede will und muß gewinnen, und er erhält vielleicht nicht die Hälfte der Waaren in Proportion des Reichen, der, von seinem Vermögen unterstützt, zu rechter Zeit und in beträchtlicher Menge einkauft. So kauft dieser im Herbste sein Korn, seine Butter Tonnenweise und für

den

den ganzen Winter, da der Arme im Gegentheil das ganze Jahr hindurch mit seinem Schillinge zum Höcker gehen muß, wo er den Preiß dieser Waaren, sowohl wegen der Jahrszeit, als wegen des Kleinhandels, vielleicht doppelt zu erlegen gezwungen ist. Auf die nämliche Art geht es ihm in Ansehung der Feurung, der Kleidungsstücke, alles übrigen, es mag Nahmen haben, wie es will. Er kauft zugleich, um eine Kleinigkeit zu ersparen, und oft aus Noth die schlechtesten und geringsten Waaren, das schlechteste Tuch zum Kleide, oder das schlechteste Vieh zur Arbeit oder zum Schlachten, wobey gewiß kein Vortheil.

Bey jedem Verkauf verliert er auf die nämliche Art. Er kann nicht, wie der Reichere, seine Waare liegen lassen, um höhere Preiße zu erwarten. Er muß aus Noth, so wie er sie erhält, loßschlagen, und muß daher die Preiße so nehmen, wie sie ihm gebothen werden. Kaum ist sein Getreide reif, eingeerndtet, so muß er es auch schon ausdreschen und zu Markte bringen, um den gegenwärtigen Bedürfnissen abzuhelfen. Freylich ist es zu dieser

Zeit am wohlfeilsten; allein die Noth, die ihn drückt, leidet keinen Aufschub, insonderheit da seine mehresten Abgaben im Herbste fällig zu seyn pflegen. Oft ist er selbst gezwungen, mehr zu verkaufen, als er eigentlich entbehren kann, und ist alsdann vielleicht im Frühjahre genöthiget, sowohl Brodt- als Saatkorn wieder zu kaufen, wenn gleich die Preiße um so viel höher. Auf die nämliche Art geht es ihm mit seinen übrigen Producten oder verfertigten Waaren. Er kann nicht abwarten, bis sie bey ihm gesucht werden, sondern er muß einen Käufer suchen, eine Gelegenheit, die der Reichere so oft erwartet, um mancherley Arten der Waaren auf Speculation zu kaufen, die er mit grossem Gewinn wieder zur gehörigen Zeit absetzt. Oft braucht der Arme auch einen geringen Vorschuß auf seine vielleicht noch nicht völlig fertige Waare, wodurch er nur noch mehr in die Gewalt des Reichen fällt. Hierin liegt auch die Ursache, daß man mehrentheils im Stande ist, die Teutschen und Dänischen, ja auch zuweilen die Englischen Waaren, einige Procente wohlfeiler in Hamburg zu kaufen, als an dem Orte

selbst,

selbst, wo sie verfertiget worden. Bey einer jeden solchen Abrechnung zwischen Reichen und Armen ist allemahl der Verlust auf Seiten des letztern, da er es eben ist, welcher diese Abrechnung verlangt, und nöthig hat.

Tritt endlich gar der Fall ein, daß der Arme zu der Befriedigung dringender Bedürfnisse einige Thaler braucht, einige Thaler leihen muß, dann ist er völlig verlohren. Ein jeder anderer im Staate, der zu rechter Zeit und in beträchtlichen Summen Geld aufnimmt, hat allemahl Gelegenheit, auch oft bey nur mässiger Sicherheit das benöthigte Geld zu gewöhnlichen Landeszinsen, zu vier, höchstens fünf Procent zu erhalten. Der Arme im Gegentheil fällt bey der größten nur möglichen, nämlich bey gegebenem Pfande, welches vielleicht dreymahl so viel werth ist, als die geliehene Summe, dem Juden oder dem Lombarde in die Hände, wo er vielleicht 20 bis 30 und wohl noch mehrere Procente zu bezahlen genöthiget ist. Die verschiedenen Kunstgriffe der bärtigen und unbärtigen Juden sind bekannt genug, wodurch sie den Armen ihr Weniges aussaugen, insonder-

heit wenn sie nicht gleich bey der Verfallzeit im Stande sind, ihre Pfänder einzulösen. Dann müssen sie ihre Pfandzettel, und oft unter sehr schweren Bedingungen, wieder erneuren. Freylich hat die gesetzgebende Macht gesucht, die Armen einigermassen zu schützen, und hat die Höhe der Zinsen auch bey Kleinigkeiten vorgeschrieben, allein der Höhe der Strafen ungeachtet, nur mit geringem Erfolge. Die Noth und zugleich die Rechtschaffenheit des Armen, welcher keine andere Zuflucht kennt, und die Härte des auf Pfänder leihenden Juden verursachen, daß diese Uebertretungen im Finstern schleichen, selten entdeckt und noch seltener bestraft zu werden pflegen. Sonderbar ist es zugleich, daß die Fürsten selbst aus landesherrlicher Milde und zum Besten der Armen, wie die fundationes uns wenigstens zu versichern gewohnt sind, in die Stelle der Juden treten, und öffentlich treiben, was diesen bey nahmhafter Strafe heimlich zu thun verbothen ist. Sie haben in dieser Absicht die so genannten Lombarde und Leihhäuser angelegt, wo denen Armen auf Pfand kleine Summen, nach der Verschieden-

heit der Einrichtung, gegen 12 bis 20 Procent vorgeschossen werden. Anfänglich waren diese freylich Montes pietatis, wo denen Armen Kleinigkeiten entweder gänzlich umsonst, oder auch gegen ordentliche Landeszinsen vorgestreckt wurden. Der Erfindungsgeist der neuern Zeiten hat indessen gewußt, sie durch eine ausschweifende Erhöhung der Zinsen zu einer Revenüe zu machen, die aber zuverlässig mit dem Blute und dem Schweisse der Armen bedeckt ist. Bey uns ist freylich diese Revenüe durch die schätzbare Gnade unserer Landesherren gänzlich zu der Unterstützung der Armen bestimmt. Auf diese Art werden die Einkünfte des Kopenhagener Leihhauses zu der Unterhaltung des See-Hospitals, des Kieler zu der Unterstützung der Wittwen und Waisen, und des neulich angelegten Altonaer zu der Erhaltung des dortigen Krankenhauses angewandt. Sonderbar ist es indessen doch, daß wir den Armen mit der Last der ganzen Hand drücken, um ihn nachher wieder mit dem kleinen Finger zu unterstützen. Nicht selten ist es mir aufgefallen, was die Ursache, daß wir in einem Lande, wo wir

durch die Mildthätigkeit unserer Mitbürger so viele, so ansehnliche, und selbst zum Theil wirklich nachtheilige Stiftungen für die Armen, keine haben, um denen Armen kleine Summen gegen ordentliche Landeszinsen vorzustrecken. Die sogenannten Montes pietatis sind doch lange bekannt; sie erfordern vielleicht kleinere Summen, als wir manchmal angewandt haben, und sie wären unter allen Stiftungen vielleicht die allernutzbarsten, um die Elenden aus den Klauen der Juden, der Wucherer und der Lombarde zu befreyen.

Traurig endlich ist das Looß des Armen bey den beständig steigenden Preißen auch der nothwendigsten Bedürfnisse, und den zunehmenden Abgaben und Taxen mancherley Art, die den Armen unendlich drücken, wenn gleich die erhöheten Ausgaben des Staats sie vielleicht nothwendig machen. Freylich steigt auch das Arbeitslohn und der Preiß der erzielten Producte der Armen, allein kaum in der nämlichen Proportion. Die Hausmiethe, Feurung, Kleidungsstücke, selbst die unentbehrlichsten Nahrungsmittel, nehmen beständig im Preiße

zu, ja müssen selbst durch die darauf gelegten Abgaben und mancherley Einschränkungen steigen, wodurch sich die Noth der Armen mehr und mehr vergrössert. In unsern nördlichen Gegenden ist dieses um soviel mehr der Fall, wo die Härte des Climats die Bedürfnisse der Einwohner so unendlich vermehrt. Unsere Armen können nicht, wie die Neapolitanischen Lazaroni, das ganze Jahr unter freyem Himmel zubringen. Die Kälte unsers Climats fordert grössere Ausgaben der Wohnung, der Kleidung, der Feurung, selbst der verstärkten Nahrung, um der Kälte gehörig Troz zu bieten. Zum Unglück aber hört bey harten Wintern oft selbst ein Theil ihrer Geschäfte und ihrer Einnahme, wie die Schiffahrt, die Fischereyen, und andere mehr, fast gänzlich auf. Ihre Einnahme wird dadurch geringer, ihre Ausgaben werden dadurch grösser, und ihre Noth bey kalten und anhaltenden Wintern steigt aufs höchste. Hiezu kömmt bey uns noch ein anderer Umstand, der für unsere Armen gleichfalls drückend ist, nämlich das schwerere Geld, welches den Preiß der Waaren noch mehr erhöhet. Unsere Nach-

barn, die leichteres Geld haben, leben wohlfeiler, und können daher auch ihre Waaren wohlfeiler liefern, als wir. Sie erhalten so viel Waaren, insonderheit der inländischen, die der Arme hauptsächlich braucht, für ihren Louis d'or, als wir für unsere fünf Reichsthaler, und doch ist der Unterschied zwischen beyden nicht unbeträchtlich. Die Einbildungskraft hängt zu sehr an die einmahl gewohnten Nahmen, und läßt sich die Aufbürdung gefallen, wenn gleich der Unterschied merklich. So entblöden sich unsere oder die Hamburger Kaufleute nicht, die nämlichen Preiße in schwerem Gelde für ihre Waaren zu fordern, die sie sonst in leichtem Gelde fordern würden, und für die wir sie in ganz Teutschland in leichtem Gelde kaufen können. Wäre der Nahme nicht, wir würden wohlfeilere Preise haben, hauptsächlich in Kleinigkeiten, die der Arme vorzüglich braucht. Unsere Armen leiden dadurch doppelt, sowohl in Ansehung ihrer erhöheten Ausgaben im schweren Gelde, als durch eine verminderte Einnahme, welche aus dem wegen der grössern Kostbarkeit der Waaren geringen Absatz entsteht.

 Der

Der Teutsche hat überdem auch weit kleinere Theile seines Geldes, die dem Armen wichtig sind, da er doch etwas dafür bekömmt. Er hat nicht allein Groschen und sechs Pfennige, sondern er hat Dreyer und Pfennige, ja gar Heller oder halbe Pfennige. Wir im Gegentheil haben keine kleinere Münze als Dreyer, und auch diese kommen ziemlich aus der Mode. Für den Wohlhabenden sind diese kleinen Münzsorten freylich von keiner Wichtigkeit, selbst unangenehm und beschwerlich; allein für den Armen ist es vortheilhaft, sein Geld so viel möglich zu zerkleinern, da er doch auch für den geringsten Theil desselben etwas erhält.

Die Verschiedenheit unserer Münzsorten drückt den Armen nicht weniger. Er verkauft in Kleinigkeiten, und erhält nie den völligen Preiß seiner Waaren oder seiner Arbeit. Er wird allemahl in der schlechtesten Münze des Landes bezahlt, die mehrere Procente schlechter ist, als die ordentliche Landesmünze, und wovon ein jeder sich los zu machen sucht. Der Kaufmann setzt die Preise seiner Waaren nach der Münze, welche er erwartet, und muß da-

her auch solche bey einer Bezahlung in Schillingen, oder in schlechter Münze allemahl im Preiße steigen. Der Arme sieht zugleich mehr auf die Zahl, die er kennt, als auf den innern Werth, von dem er nichts versteht. Er wird daher auch allemahl eine höhere Bezahlung in Bancozetteln, wenn sie gleich auch noch so schlecht stehen, vorziehen, ob er gleich wirklich weniger erhält. Er kennt nicht die Lehre vom Geld-Cours und Agio, und bedenkt nicht, daß der Kaufmann nach dieser den Preiß seiner Waaren ihm unwissend erhöht und erhöhen muß. Er erhält deswegen im Grunde weniger, bezahlt mehr, und leidet doppelten Schaden, der ihm aber unmerklich ist, wenn ihm nur keine Schwierigkeiten bey der Annahme seines Geldes gemacht werden.

Zu verwundern ist es deswegen unter diesen Umständen nicht, daß der Arme leidet, mehr, daß er sich noch einigermaßen erhält. Heil deswegen denen, die sich thätig bemühen, die Armenanstalten zu verbessern, zweckmässiger zu machen! Heil auch schon denen, die sich mit warmem Herzen für diese Verbesserungen in-

teressiren, wenn auch gleich der Erfolg ihren Bemühungen nicht entsprechen sollte! Wahrer Segen aber über die, welche ihre nothleidende Mitbürger unterstützen helfen, ehe und bevor sie in die eigentliche Classe der Hülfsbedürftigen überzugehen gezwungen sind! Sie werden die Liebe und Achtung ihrer Mitbürger bey ihrem Leben geniessen, und auf ihr Grab fliessen ungeheuchelte Thränen der Dankbarkeit. Der Nahme des Wohlthäters ist allenthalben und unter allen Umständen heilig.

Reiche und Arme müssen zusammen leben, müssen sich unter einander unterstützen. Es ist eine aus unsern Einrichtungen nothwendig fliessende Folge. Der Reiche kann seinen Reichthum nie erhalten, nie vergrössern, als einzig und allein durch die Arbeit und Kräfte des Armen; und der Arme kann sich nie erhalten, nie Nahrung und Unterhalt finden, als einzig durch seine Arbeit zum Besten und Vortheil des Reichen. Dieß ist das unauflösliche Band, welches beyde mit einander vereint, und der wahre Grund alles Manufactur- und Fabrikwesens. Der Reiche muß unternehmen, muß Anlagen

machen; der Arme muß ausführen, oder in den Anlagen des Reichen arbeiten, und beyde tragen das Ihrige zur Stärke des Staats und zum Umlaufe des Geldes mit bey. Wichtig sind daher auch die Einrichtungen des Armenwesens. Sie erhalten manchen rechtschaffenen Mitbürger, der die Volksmenge vergrössert und die Producte des Landes vermehrt. Sie geben den vorzüglichsten Beweis des Mitleidens und vorzüglicher bürgerlicher Einrichtungen.

Bey dem Armenwesen kommen insonderheit zwey Stücke in Betrachtung, nämlich die Summen, welche wir zu der Unterhaltung der Armen anwenden können, und nachher, wie diese Summen jährlich angewandt werden. Gut, mildthätig seyn, ist der eigentliche Character des unverdorbenen, selbst des weichlichen und wollüstigen Menschen, und wir finden daher auch in den mehresten Staaten den Armen bestimmte Summen, die in Proportion der wirklich Nothleidenden mehr wie hinreichend seyn würden, wenn sie nur völlig zweckmässig angewandt werden könnten. In den neuern Zeiten hat freylich die Menge der Hülfsbedürf-

tigen

tigen ansehnlich zugenommen, theils durch die Verschwendung und durch die Speculationen der Reichern, wodurch selbst die nothwendigsten Waaren, die der Arme insonderheit bedarf, so sehr im Preiße gestiegen, theils durch die beständige Erhöhung der Abgaben, und insonderheit durch die grausame Härte bey der Eintreibung derselben. Hieher gehört vorzüglich unsere unglückliche Kopfsteuer, welche den Armen nach und nach aussaugt, welche bey der Auspfändung dem Armen so oft sein nothwendigstes Geräthe, selbst sein Arbeitszeug raubt, und dadurch so manche sich nothdürftig ernährende Familie gänzlich auf die Armen-Cassen wirft. Hieher gehören gleichfalls die Zahlen-Lotterien, ob sie gleich mehr freywillig sind. Die Menge der Hülfsbedürftigen, die auf wirkliche Unterstützung Anspruch machen könnten, hat sich dadurch ansehnlich vergrössert; allein die für die Armen bestimmten Summen würden indessen doch vielleicht völlig hinreichend seyn, wenn sie nur alle auf die gehörige Art angewandt würden, angewandt werden könnten. Diese Summen sind gewiß sehr be-

trächtlich, und fliessen theils aus einer denen übrigen Einwohnern zu der Unterhaltung des Armenwesens aufgelegten Abgabe, theils aus den freywilligen Gaben und Beyträgen, es mögen solche eingeschickt, oder in denen Kirchen und Häusern gesammlet, oder auch muthwilligen Bettlern auf denen Strassen oder vor denen Thüren gereicht werden. Hiezu kommen noch die milden Stiftungen mancherley Art, die im Ganzen vielleicht mehrern Schaden, als wirklichen Vortheil bringen. Wir haben ihrer mehrere in allen Provinzen und in allen Städten, und ich glaube, in Ansehung unsers Vermögenszustandes, viel zu viele. Sie haben unserm Nahrungsstande so ansehnliche Summen entzogen, die größtentheils wenigstens im Nahrungsstande erworben, und die mit Nutzen im Umlaufe hätten bleiben können und sollen. Sie haben Faulheit und Müssiggang mehr unter unsere Einwohner verbreitet, und zum Theil das Arbeitslohn an manchen Orten erhöhet, so daß im Nahrungsstande weniger gearbeitet werden kann, weil die Summen entzogen worden, die die Arbeit bezahlen sollten, weniger

gear-

gearbeitet wird, weil die Armen es bequemer finden, sich aus den Stiftungen ernähren zu lassen, als selbst zu arbeiten. Sie kommen mir daher vor, wie die Suppen, die in den Catholischen Klöstern ausgetheilt werden, und die so vieles zu der ausschweifenden und müssigen Lebensart des gemeinen Mannes in den Catholischen Ländern mit beytragen. Merkwürdig ist es zugleich, daß dergleichen Stiftungen nie hinreichend sind. Die Menge der Hülfsbedürftigen vermehrt sich allemahl in Proportion der Stiftungen; und je mehr wir diese vervielfältigen, um so viel mehr vergrössert sich die Zahl derer, die daran Theil nehmen wollen. So ist es zum Theil in Drontheim, welches durch die Angelschen Vermächtnisse seine milden Stiftungen mancherley Art vielleicht auf eine Million vermehret hat. Für eine Stadt von etwa 10000 Einwohnern ist dieses gewiß sehr beträchtlich; allein die Menge der Armen scheint noch immer die nämliche geblieben zu seyn; dagegen haben sie das Arbeitslohn gesteigert, da die mehresten, wenn sie gleich arbeiten könnten, es dem ungeachtet bequemer finden, sich

von denen Stiftungen ernähren zu lassen, und enthalten einen wichtigen Grund von der geringen Ausbreitung der Fischereyen, und ein beständiges Hinderniß der anzulegenden Manufacturen. Was ist denn aber der grosse Nutzen dieser Stiftungen? Wir erziehen in ihnen mit vielem Pomp und mit ausserordentlichen Kosten eine geringe Anzahl Knaben, denen vielleicht eine jede andere Art der Erziehung für den Staat sowohl, als für sich selbst, nutzbarer gewesen. Wir unterhalten den Knecht des Bürgermeisters oder die Magd des Rathsverwandten, die mit mehrerer Annehmlichkeit für sich selbst, und mit grösserm Vortheil für den Staat, sich noch lange durch ihre eigne Arbeitsamkeit würden erhalten haben, ohne dem Staate zur Last zu fallen. Hieher gehören die mehresten Waysenhäuser, Erziehungshäuser, Hospitäler, Klöster, und andere dergleichen Stiftungen mehr, die dem Staate so beträchtliche Kosten verursachen, und deren Nutzen im Ganzen so äusserst geringe ist. Mit Recht sollten alle dergleichen milde Stiftungen, so wie alle für die Armen bestimmten Gaben der Einwohner

unter der Aufsicht des Armenwesens stehen. Dadurch würden mancherley Kosten der Aufsicht, der Gebäude und anderer Umstände ersparet, und die gehörige Verbindung der ganzen Unterstützung der Armen so viel richtiger erhalten werden. Um aber dieses zu erreichen, ist es auf der andern Seite die Pflicht des Armenwesens, mit der völligen Offenheit und Rechtschaffenheit zu handeln, und sich dadurch die Liebe und das gänzliche Zutrauen ihrer Mitbürger zu erwerben. Die mehresten Gaben sind freywillig, und um diese zu erhalten, um diese zu vermehren, muß ein jeder Schritt, der denen Einwohnern anstössig seyn könnte, aufs sorgfältigste vermieden werden. Wenn, wie in der St. Annen-Gemeinde in London, zum Beyspiel die Armenvorsteher 40 Pfund Sterling bey ihrer Zusammenkunft verzehren, um zu bestimmen, daß die Armen-Casse nicht im Stande sey, einen neuen Strick zum Läuten der Glocke, der vielleicht eine halbe Krone kostet, machen zu lassen; oder wenn das Armenwesen ein neues Gebäude errichtet, wie das allgemeine Hospital in Kopenhagen, welches

so kostbar, so schlecht gebauet, so wenig zweckmässig eingerichtet war, so würde ein jeder Schilling mich dauren, den ich dazu beygetragen. Dann müssen wir uns auch freylich nicht wundern, wenn die freywilligen Gaben der Einwohner abnehmen, oder durch einen andern Canal fliessen. Das Publicum ist nicht blind, und seine Stimme ist größtentheils die Stimme der Wahrheit und des Rechts. Nur durch Rechtschaffenheit, Sparsamkeit, Ordnung, und durch Aufmerksamkeit bey allen auszutheilenden Unterstützungen werden wir Liebe und Zutrauen erwerben. Es wird solches bald bemerkt, gewiß auch geschätzt, und die Gaben und Wohlthaten werden überflüssiger werden, den Armen-Cassen und dem Armenwesen wieder anvertrauet werden, wo sie auch eigentlich hingehören, und alsdann auch zu den Bedürfnissen des Armenwesens hinreichen. Billig wäre es auch, daß die Anwendung der Armengelder allen, die dazu beygetragen, bekannt, und selbst ihren Empfehlungen so viel wie möglich nachgelebt werde. Eine öffentliche Verwaltung der Cassen und insonderheit dererjenigen, die vom

vom Publico so gänzlich abhängen, giebt Zutrauen und vermehrt die Wohlthätigkeit. Geheimniß im Gegentheil, welches gewöhnlich nahe mit Unterschleif oder mit Unwissenheit verwandt zu seyn pflegt, Verschwendung in Gebäuden, in den dabey angesetzten Bedienten, bey der Vertheilung der Gaben selbst, die dem Zwecke derselben so wenig angemessen, vermindert das Zutrauen der Einwohner und die sich darauf gründenden milden Gaben derselben.

Die Ansprüche an die Armen-Cassen sind deswegen durch die Menge der wirklichen Hülfsbedürftigen grösser geworden; die Summen, welche sonst durch die freywilligen Gaben der Einwohner so ansehnlich einzukommen pflegten, haben sich durch das verringerte Zutrauen zu dem Armenwesen vermindert, oder sind durch andere Canäle geflossen, und es ist daher natürlich, daß die Armen-Cassen nicht mehr zu der gehörigen Unterstützung aller, wie vormahls, Rath zu schaffen im Stande sind. Wir haben es ja selbst in Kopenhagen deutlich genug gesehen. Der eigentliche Character des Kopenhagener Bürgers ist Wohlthätigkeit und Güte

des Herzens, und wir lesen ja selbst in denen Zeitungen fast täglich die häufigen Danksagungen für eingesandte Gaben an die Kranken-Casse, an die Speise-Casse, an die Prediger, an die Hospitäler, die jährlich eine gewiß nicht unbeträchtliche Summe ausmachen. Es sind doch alles Einrichtungen blosser Privatpersonen, wovon man aber die Anwendung einigermassen kennt, und sie zeigen zugleich das Mißtrauen des Publici gegen das eigentliche Armenwesen, wo dergleichen milde Gaben doch eigentlich hingehören, und haben zur Schande des Armenwesens schon viele Jahre bestanden.

Die Unterstützungen, welche das Armenwesen denen Hülfsbedürftigen reicht, müssen nicht, wie die Gaben der Einwohner zu seyn pflegen, unbestimmte Allmosen, sondern müssen nach den Umständen eines jeden insbesondere eingerichtet seyn, um dadurch dauerhaft zu werden, und zu der Erhaltung arbeitsamer Familien beyzutragen. Hiezu aber gehört eine genaue und vollständige Kenntniß der untern Classen des Bürgerstandes, ihres Gewerbes und der besondern Umstände einer jeden hülfs-

bedürftigen Familie insbesondere, die wir aber so selten bey denen Herren, welche unsere Armenvorsteher sind, anzutreffen pflegen. Dadurch würde das Armenwesen im Stande seyn, den gänzlichen Fall mancher würdigen Familie vermittelst kleiner Unterstützungen, richtiger Leitung und guter Bezahlung ihrer Arbeiten zu verhindern. Es ist dieses doppelt nutzbar, da theils dadurch dem Staate eine würdige sich nährende Familie erhalten wird, es theils auch dem Armenwesen wenigere Kosten verursacht, als wenn es nachher die gefallene Familie durch bloße Almosen unterhalten soll. Wir müssen zugleich die Kräfte unserer wirklich Armen zu ihrem eigenen sowohl, als zum Nutzen des Armenwesens, anzuwenden suchen. Müssiggang ist das größte Unglück des menschlichen Lebens, und für den Armen doppelt nachtheilig, der sich selten, ausser mit seiner Arbeit, anständig zu beschäftigen weiß; allein es ist schwer, den verschiedenen Kräften der Armen passende Arbeiten zu verschaffen. Zu wünschen wäre es, daß die Einwohner Zutrauen genug zum Armenwesen hätten, um von diesem die Arbeiten ver-

schiedener Art für sie bestimmen zu lassen, und daß die Armenvorsteher Kenntnisse genug, um diese Bestimmung nach den Wünschen der Einwohner zu übernehmen. Die Einwohner haben nicht allein Leute zum Graben, zum Rammen, zu andern dergleichen schweren Arbeiten nöthig, sondern auch oft Leute, wo es mehr auf Achtsamkeit, auf Treue, als auf körperliche Stärke ankömmt. Sie sind oft verlegen, Boten, oder Wärterinnen bey Kranken, oder Wachfrauen, Näherinnen, Waschfrauen und dergleichen zu erhalten, und das Armenwesen sollte bey einer gehörigen Kenntniß der untern und ärmern Classen der Einwohner im Stande seyn, solche unter allen Umständen und von aller nur möglichen Art zu verschaffen. Es würde denen Einwohnern oft wichtig seyn, in einer Geschwindigkeit Leute erhalten zu können, auf deren Treue und Achtsamkeit sie sich verlassen könnten, und mancher armen Familie zugleich eine Art des Verdienstes verschaffen, welcher zu ihrer Erhaltung nicht wenig beytragen würde, insonderheit da bey diesen Gelegenheiten oft der

schwächere und müssigere weibliche Theil der Familie gebraucht werden könnte.

Die Armen bilden verschiedene Classen, deren jede ihre eigene Art der Unterstützung fordert, und nachtheilig würde es zuverlässig seyn, sie für alle auf die nämliche Art einzurichten. Sie muß dem Alter, den Kräften, den Umständen der verschiedenen Armen angemessen seyn, um vollkommen zweckmässig zu helfen. Die Kinder der Armen fordern eine baldige und thätige Hülfe. Es ist kein Alter, in welchem der Mensch weniger fähig ist, sich selbst zu helfen, und doch ist der Zustand der Armen oft so unglücklich, daß ihre Kinder ihnen eine unerträgliche Last sind. Sie sind bey der unermüdesten Arbeit nicht im Stande, sie gehörig zu unterhalten, und dadurch entsteht die unendliche Sterblichkeit in denen ersten Jahren der Kindheit. Der Körper ist noch zart, er verlangt nicht allein Nahrung, sondern auch Wartung und Sorgfalt mancherley Art, die ihm der Arme nicht zu geben im Stande ist. Zählungen und Berechnungen beweisen es daher auch, daß nicht die Hälfte des menschlichen

Geschlechts das dritte Jahr ihres Alters erreicht. Es liegt dieses nicht in der Schwäche unsers Körpers und in den Einrichtungen der Natur. Wir haben Stärke genug, die Kinderjahre zu überstehen; allein auf der einen Seite werden wir der Weichlichkeit, denen Vorurtheilen unserer Eltern aufgeopfert, auf der andern aber von dem Elende und der Noth der Armuth aufgerieben. Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Menge gesunder und starker Kinder den Reichthum und den Vorzug der Bürger ausmachten. Itzt sind sie durch die mancherley Kosten und Beschwerden, welche ihre Erziehung fordert, ihren Eltern eine wahre Last, und daher entsteht auch die Gleichgültigkeit der Armen bey dem Tode ihrer Kinder, der wohl sogar manchmal (schrecklich ist es, es sich nur zu denken!) heimlich durch manche Mittel befördert wird. Hier ist eine thätige Hülfe unumgänglich nothwendig, und insonderheit in den grössern Städten, wo die Noth der Armen allemahl am drückendsten und ihre Denkungsart am schlechtesten ist. Wir müssen sie als Kinder des Staats ansehen, wenn wir

sie erhalten wollen. Wir müssen ihnen die Pflege und Wartung auf öffentliche Kosten reichen, die ihnen die Armuth und das Elend ihrer Eltern nicht zu geben im Stande ist. Hieher gehören gleichfalls die unehelichen Kinder, welche durch ihre Geburt selbst schon unglücklich, einer noch schleunigern Hülfe bedürfen. Erst ohne Vater, sind sie der Mutter nicht allein zur Last, sondern sie gereichen ihr zugleich zur Schande. Jeder Anblick eines solchen Kindes erneuert den Vorwurf, mehr dem Eindruck der Natur, als dem Gefühle der Tugend gefolgt zu seyn, und wenige dieser Unglücklichen haben Muth, vielleicht auch nicht Kräfte genug, die übertretenen Pflichten des Mädchens durch die mit Aufmerksamkeit erfüllten Pflichten der Mutter wieder zu versöhnen. Unsere Gesetze drücken diese Elenden überdem noch durch Strafen, die nicht bessern, sondern noch mehr die mütterliche Liebe gegen die Kinder vermindern, und der ohnedem äussersten Beschwerde, die Kinder zu erhalten, noch mehr vergrössern. Sie sollen Brüche bezahlen, da ohnedem die Zeit ihrer Niederkunft ihre Einnahme so ansehnlich

 vermin-

vermindert und ihre Ausgaben so unendlich erhöhet. Es mögen diese strengen Gesetze gegen geschwächte Personen an und vor sich selbst gut gemeynt seyn, um dem Laster vorzubeugen; allein sie befördern auf der andern Seite andere und noch schrecklichere Vergehungen, die sich auf Verzweifelung gründen, und sie verdienten gewiß eine genauere Ueberlegung und eine veränderte Einrichtung. Wir haben auch diese gar zu grosse Strenge der Gesetze und die oft traurigen Folgen, welche sie hervorbringen, in denen neuern Zeiten wohl eingesehen, und haben deswegen im Angesichte der Gesetze das so genannte Accouchements-Haus errichtet, um diesen Unglücklichen Ruhe, Sicherheit und Erhaltung zu verschaffen. Es war zum Theil nothwendig, da der Kindermord in Kopenhagen so ungewöhnlich häufig geworden. Warum aber nicht lieber Gesetze aufgehoben, oder wenigstens verändert, die im Grunde nichts Gutes schaffen, sondern die bloß nachtheilige Wirkungen und oft so gar schreckliche Folgen hervorbringen, als Ausnahmen davon zu erlauben, die doch nur einen engen Wirkungs-

kreis haben können? Warum soll die Unglückliche der Hauptstadt durch diese Einrichtungen gegen die Gesetze Schutz finden, da die Unglückliche der Provinzen durch die ganze Last derselben gedrückt wird? und doch wissen sie sich in der Hauptstadt ohnedem viel leichter zu helfen. Wäre es nicht besser, wäre es nicht der gesetzgebenden Macht selbst mehr angemessen, durch Milderung oder gar durch Aufhebung unnützer und selbst nachtheiliger Strafen alle ihre Mitbürger in diesem Falle in eine vollkommene Gleichheit zu versetzen? Man wende hier nicht ein: alsdann würden Ausschweifungen und Laster gar zu sehr einreissen. In der That nichts weniger. Die bürgerliche Schande, welche auf die Uebertretung des sechsten Gebots in Ansehung des weiblichen Geschlechts ruhet, sichert das Gesetz vollkommen, und dagegen sind alle durch die Verordnungen festgesetzte Strafen wahre Kleinigkeiten, aber dem ungeachtet sind sie doch drückend; zum Unglück für die unschuldigen Kinder überdem am drückensten, da sie die ihnen so nothwendige Mutterliebe schwächen, und die Erziehung derselben

 erschwe-

erschweren. Dann würde die gnädige Wohlthat unsers Landesvaters bey der Anlage des Accouchements-Hauses sich auch auf den tugendhaften Theil unserer Armen erstrecken können. Es sind in der That genug, welche eine solche Unterstützung bedürfen, und manches würdige Weib würde dadurch ihrer unerzogenen Familie erhalten werden können, welche anitzt vielleicht durch Mangel und Kummer während der Zeit ihres Wochenbettes aufgeopfert wird.

Beschwerlich, aber doch nothwendig, ist die Erhaltung neugebohrner Kinder für den Staat. Sie fordern eine Sorgfalt, eine Wartung, wo die Mutterliebe beynahe unentbehrlich zu seyn scheinet. Kaum sind wir im Stande, ihnen diese einigermassen, nie vollkommen zu ersetzen, und auch bey den besten Einrichtungen sterben in denen Fündlingshäusern doch allemahl eine sehr beträchtliche Menge. Wir können durch die Kunst nie die Vollkommenheit der Natur erreichen, nie die besondern Eigenschaften der Muttermilch, noch die ängstliche Sorgfalt der Mutter, welche auf alle Bedürfnisse der Kinder so aufmerksam ist. Zuverlässig hatten wir

indessen im Jahre 1770 unter der Aufsicht unsers unvergeßlichen Bergers die vorzüglichste Art der Erhaltung dieser Kinder in Kopenhagen erwählt. Schade, daß der blinde Partheygeist so oft das Gute mit dem Nachtheiligen zerstöhrt, und bey uns besonders, wo es so häufig nicht heißt: was ist gethan worden? sondern: wer hat es gethan? wodurch auch diese Einrichtung wenigstens sehr eingeschränkt ward. Sie war indessen doch vorzüglich, und sie übertraf sowohl in Ansehung der geringen Kosten, welche sie forderte, als insonderheit in Ansehung des wirklichen und wohlthätigen Einflusses auf die Erhaltung der Kinder, wenigstens alle mir bekannten Fündlingshäuser. Man hatte nämlich eine Anstalt für Fündlinge, oder vielmehr für die Kinder der Armen, ohne Rücksicht auf ihre eheliche oder uneheliche Geburt bey dem Accouchements-Hause eingerichtet; sie wurden da angenommen ohne Umstände, ohne Nachforschungen, und alsdann unter die Seeländischen Landleute gegen gewisse bestimmte, nicht unbillige Vortheile vertheilt. Die Landleute nahmen sie gerne, weil ihre Erziehung auf dem Lande ihnen

nen wenig kostete, weil sie sie nach und nach bey ihren ländlichen Arbeiten nutzen konnten, und weil die Vortheile, welche man ihnen erlaubte, so lange das Kind lebte, für sie einigermassen wichtig. Die Kinder genossen der frischen Luft der Dörfer, sie erhielten eine sparsame, arbeitsame Erziehung, und gewöhnten sich frühe an die ländlichen Arbeiten des Bauren, wodurch ihre Kräfte gestärkt und ihre Körper abgehärtet wurden. Sie wurden, ungeschwächt durch die warme und weichliche Erziehung der Städte, in Stand gesetzt, tüchtige Arbeiter des Staats, oder auch vorzügliche Soldaten des Landesherrn zu werden. Vormahls war man gewohnt, die etwa 200 auf dem Accouchements-Hause gebohrnen Kinder unter die Armen der Hauptstadt, unter Matrosen-Weiber und andere zu vertheilen; allein am Ende des Jahres waren vielleicht kaum 40 übrig; die übrigen waren durch Mangel an Wartung, durch Noth, vielleicht gar durch mancherley Krankheiten aufgerieben. Sie verursachten endlich dem Staate die möglichst geringsten Kosten bey ihrer Erziehung, und die

Anstalt

Anstalt konnte die Menge derselben nach Gefallen und nach den Umständen vermehren oder vermindern. Alle die oft ungeheuren Kosten, welche zu der Anlage und Unterhaltung der Gebäude, zu der Ansetzung der mancherley Arten der Bedienten, Aufseher, Rechnungsführer und Wärterinnen bey den Fündlingshäusern nothwendig erfordert werden, kommen hier nicht in Betrachtung. Selbst der tägliche Aufwand der Nahrung, Kleidung, des Lichts und der Feurung übersteigt in diesen Häusern gewiß reichlich die geringen Summen, welche wir dem Landmanne zu der Erhaltung eines solchen Kindes geben. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Fündelhäuser verschiedener anderer Länder kennen zu lernen, wo die Kosten, wie in London zum Exempel, so ungeheuer, daß sie bey der ausserordentlichen Freygebigkeit der Nation und der Theilnehmer doch genöthiget gewesen, das Fündlings-Hospital mehrere Jahre zu verschliessen, weil sie nicht im Stande waren, eine so beträchtliche Anzahl der Kinder zu unterhalten, da die Gebäude, die Bedienten und die übrigen Einrichtungen, die zu ihrer Erhaltung

bestimm-

bestimmten Summen verzehrten. Ueberdem ist die Sterblichkeit in diesen Häusern allemahl weit grösser. Die Kinder leiden durch ihre eigene Zahl, durch die eingeschlossene Luft, durch die Unachtsamkeit, oft auch Krankheiten der zum Theil lüderlichen Menschen, denen ihre Wartung anvertrauet ist, insonderheit da eine mehrere derselben zu warten hat. Zu verwundern ist es deswegen nicht, daß so viele dieser Kinder bald und geschwinde aufgerieben werden, da sie im Gegentheil bey dem Landmanne die nämliche Wartung und Pflege, als seine eigenen Kinder geniessen. Er weiß, daß die Vortheile, die sie ihm verschaffen, mit ihrem Leben aufhören, und daß zugleich, je älter sie werden, um so viel nutzbarer werden sie ihm bey seiner Arbeit. England hat deswegen auch in denen neuern Zeiten mit Recht eine ordentliche Parlements-Acte bewilliget, um die Kinder der Armen, welche von den Gemeinen erzogen werden müssen, aus der Hauptstadt zu entfernen, und auf dem Lande zu erziehen. Bey der itzigen übermässigen Grösse, Kostbarkeit und Verführung von London ist diese Vorsicht

weit nothwendiger, als an irgend einem andern Orte.

Für etwas ältere Kinder haben wir mancherley Arten der Erziehungs- oder so genannten Waysenhäuser, welche dem Staate sehr ansehnliche Kosten verursachen, und dem ungeachtet gewöhnlicher Weise einen nachtheiligen Einfluß auf das folgende Schicksal der darinnen erzogenen Kinder zu haben pflegen. Sie bedürfen unter allen der verschiedenen Einrichtungen des Armenwesens am allermehresten einer verbesserten Einrichtung. Die unsrigen kenne ich freylich weniger genau; allein die Englischen sind gewiß die reichhaltige Quelle der Diebe und der lüderlichsten Menschen, wo doch die Kosten ihrer Erziehung so ausserordentlich groß. Es kann auch der Natur der Sache nach nicht anders seyn. Der Hauptfehler liegt darinnen, daß es ihnen in allen diesen mir bekannten Häusern an der gehörigen Arbeit fehlt. Sie lernen lesen und schreiben, welches sie in der Zukunft vielleicht am allerwenigsten anzuwenden im Stande sind. Sie müssen den ganzen Tag spinnen, oder knüppeln, oder stricken,

lauter sitzende Arbeit, wodurch ihre Kräfte in der Jugend nicht geübt, nie die gehörige Vollkommenheit erhalten. Die Muskeln, wenn sie nicht täglich und gehörig angestrengt werden, verlieren ihre Stärke, und nie erhalten die Kinder in diesen Häusern den gehörigen Wuchs und die gehörigen Kräfte des Körpers. Es sind indessen doch Kinder der Armen, welche in ihren erwachsenen Jahren durch schwere und anhaltende Arbeit ihr Brodt verdienen sollen. Hier nutzt ihnen wenig ihr Lesen und ihr Schreiben, und noch fast weniger ihr Spinnen und Stricken, wodurch sie sich in einem höheren Alter nie zu erhalten im Stande sind. Zu der Arbeit deswegen durch eine mässige Erziehung sowohl schwach als ungewohnt, wird sie ihnen in der Folge doppelt schwer, und selbst Handwerker und Manufacturisten nehmen sie ungern aus diesen Häusern in ihre Dienste, wenn sie ihnen nicht nur sitzende, wenige Kräfte erfordernde Arbeit zu verschaffen im Stande sind. In dieser Absicht gefallen mir auch selbst die in neuern Zeiten angelegten so genannten Industrie-Schulen weniger. Es ist eine Art der

Arbeitsamkeit, die für Knaben wenigstens nicht hinreichend ist. Ich halte sie freylich für weit besser, als die gewöhnlichen Einrichtungen der Waysen- und Erziehungshäuser, aber lange nicht so gut, als die Erziehung unter den Bauren und auf dem Lande. Ein anderer für diese Kinder nachtheiliger Umstand ist, daß sie in diesen Häusern gewöhnlicher Weise zu gut unterhalten zu werden pflegen. Die Wohlthätigkeit der Stifter wollte diesen Kindern wohl, sorgte aber bloß für die gegenwärtigen Bedürfnisse derselben, ohne sich um den Einfluß einer gar zu überflüssigen Lebensart auf ihr künftiges Leben zu bekümmern. Die Aufseher, wenn sie rechtschaffen handeln wollen, folgen diesem Exempel, und glauben, ihren Pflichten vollkommen Genüge gethan zu haben, wenn sie ihnen so viele Bequemlichkeit, so reichliche Nahrung und so genaue Reinlichkeit verschafft haben, als nur das Vermögen der Stiftung erlaubt. Sie erfüllen freylich ihre Pflichten mit Treue und nach den gegebenen Vorschriften der Stifter; allein sie bedenken nicht, daß es Kinder der Armen sind, deren künftiges Leben manche

Noth, manches Ungemach, oft selbst Hunger und Kummer drücken wird. Schon in der Jugend müssen sie sich an ein arbeitsames Leben nicht allein, sondern auch selbst an ein hartes Leben gewöhnen. Geschieht dieses nicht, sondern wir gewöhnen sie im Gegentheil an ein zu bequemes, zu ruhiges und zu überflüssiges Leben, so ertragen sie schwerlich in einem höhern Alter mit gehöriger Standhaftigkeit die Armuth und das Elend kommender Jahre. Ihr Körper leidet auch nicht dadurch. Je härter die Erziehung, so viel fester wird er, und um so viel geschickter, die Strapatzen der höhern Jahre zu ertragen. Sie müssen freylich Nahrung haben, um den gehörigen Umfang der Knochen und der Muskeln zu erreichen; allein sie muß hart seyn, einfach und ohne allen Ueberfluß; ihr Lager, ihre Kleidung, alles so geringe und schlecht, als nur einigermassen mit der zur Gesundheit nöthigen Reinlichkeit bestehen kann. Die Erfahrung zeigt auch deutlich die nachtheiligen Folgen der gewöhnlichen Erziehung in denen Waysenhäusern. Im sechszehnten oder siebzehnten Jahre werden sie entlassen, oder

vielmehr

vielmehr auf die Welt geworfen. Sie sind alsdann völlig ohne alle Kenntnisse, die ihnen zu ihrem Fortkommen nutzbar seyn könnten, sind ohne Freunde, ohne Leitung, ohne Vermögen, und ohne Lust und Kräfte, sich selbst einiges zu erwerben. Gewohnt zu der Ruhe und dem Ueberflusse des Erziehungshauses, wo sie zur gehörigen Zeit den gedeckten Tisch zu finden pflegten, wird es ihnen unendlich schwer, sich in ein abhängiges und arbeitsames Leben zu finden. Man sucht sie freylich, wenn sie aus dem Erziehungshause entlassen werden, bey Handwerkern oder bey Herrschaften unterzubringen; allein selten halten sie lange aus. Die Schwäche ihres Körpers, die Ungewohnheit der Arbeit, die oft schlechtere Unterhaltung, mancherley Arten der Verdrießlichkeiten und Einschränkungen, deren sie auf keine Art gewohnt sind, reizen sie bald, wegzulaufen, zu Diebereyen, zu Ausschweifungen mancherley Art, um sich Bequemlichkeiten zu verschaffen, deren sie gewohnt und die sie nicht mehr entbehren können. Sie sind auch schon lange in einem üblen Rufe. Kein Handwerker, keine

Herrschaft, die mit ihren Leuten ordentlich umgehen, und daher auch für Leute nicht verlegen sind, nimmt leicht jemanden aus den Erziehungshäusern. Es bleibt ihnen deswegen nichts übrig, als Handwerker und Herrschaften, die beständig wechseln, wodurch ihre Umstände noch mehr erschweret werden.

Der Grundsatz in allen Waysen- und Erziehungshäusern sollte deswegen seyn: Es sind Kinder der Armen, und sie müssen als solche erzogen werden, die in ihrem künftigen Leben mit harter Arbeit und mit mancher Noth zu kämpfen haben werden. Besser wäre es vielleicht auch, diese schon etwas erwachsenen Kinder der Armen unter die Landleute und auf die Dörfer zu vertheilen. Ihre körperliche Erziehung, ihre Gesundheit, ihre Kräfte würden durch die gesündere Luft, durch die Freyheit und durch die ländlichen Arbeiten gewiß sehr ansehnlich gewinnen. Ihre Nahrung, ihre ganze Erziehung würde ihren künftigen Umständen viel angemessener, und sowohl für sie selbst glücklicher, als für den Staat nutzbarer seyn. Dann würden sie in ihren bessern

Jahren

Jahren zur Vertheidigung des Vaterlandes, welches sie in der Jugend erhalten, Muth und Kräfte haben, und die schwersten Arbeiten des Baurenstandes mit Freuden und willig übernehmen. Die Kosten einer solchen Erziehung würden zuverlässig auch weit geringer seyn. Itzt haben wir manche Stiftungen, in welchen wegen der Menge und Pracht der Gebäude, wegen der Kostbarkeit der Unterhaltung, ein Dutzend Knaben vielleicht mehr kosten, als sonst hunderte kosten würden, und doch werden sie in der Folge sich selbst und ihrem Vaterlande zur Last. Eine Einschränkung von dergleichen milden Stiftungen wäre deswegen in der That nicht unbillig. Mit Recht sollten sie alle unter dem Armenwesen stehen, um ihnen die gehörige Richtung und Verbindung mit denen übrigen Einrichtungen zu geben. Mit Recht sollten sie nie ohne eine ausdrückliche Untersuchung und Bewilligung der Regierung erlaubt seyn, um dem Staate im Ganzen nicht nachtheilig zu werden.

Edle, wohldenkende Mitbürger, die ihr Lust und Vermögen zur Wohlthätigkeit habt,

wendet solches nicht zu Stiftungen; nicht zu Waysen- und Erziehungshäusern an. Nur zu häufig schleicht sich Privat-Eigennutz ein, und nur wohlthätige Absicht zu dem Glücke und der Erziehung hülfloser Kinder beyzutragen, wird vielleicht gänzlich vereitelt. Gebt euch selbst die Mühe, die Kinder der Armen nach ihren verschiedenen Umständen und Zwecken ordentlich erziehen zu lassen. Unterstützet insonderheit die Eltern; gebt ihnen Gelegenheit, ihren Kindern was lernen zu lassen; helft und tragt zu ihrem bessern Fortkommen in einem etwas höhern Alter bey, und sucht die Waysen, die der vorzüglichen Erziehung ihrer Eltern entbehren müssen, auf dem Lande unterzubringen, wo sie von dem Müssiggange, der Verführung und den Lastern der Städte, und insonderheit der grössern, gesichert sind. Verschiebt eure Wohlthätigkeit nicht bis auf euer Todtbette, wo man so oft den Armen und der Kirche zu weihen pflegte, was man nicht mitnehmen konnte, und doch keinem andern gönnte, wo sie überdem gewöhnlich unrichtig geleitet wird, und lasset die Nachkommen in Ansehung der Wohlthätigkeit

eben so frey, als ihr gewesen seyd. Dergleichen Almosen können überdem dem grossen Schöpfer unmöglich gefallen, und schon lange sind wir von dem unglücklichen Wahne der ältern Zeiten zurückgekommen, den Himmel durch dergleichen milde Gaben auf dem Todtbette zu verdienen; ein Wahn, der zu allen Ungerechtigkeiten, und zu einem ruchlosen, schändlichen Leben nur zu viel Anlaß gab.

Die zweyte Classe der Armen, welche zuweilen doch seltener die Unterstützung des Armenwesens bedarf, sind die gesunden und starken Armen. Die tägliche Arbeit eines gesunden und starken Menschen muß zu seinem täglichen Unterhalte vollkommen hinreichen. Es können indessen Zufälle kommen, wo ein oder der andere Nahrungszweig in Verfall geräth, wo keiner ihrer Arbeit bedarf, wo selbst vielleicht Mangel an Verlag, an Handwerkszeuge, oder an Materialien ihre Arbeit hindert, oder wo vielleicht die zurückgehaltene Bezahlung verfertigter Arbeit, sich solche zu verschaffen, nicht zuläßt. Dann leidet der Arme, und die Erhaltung seiner Familie nöthigt ihn, drückende

Schulden zu machen, und unerbittliche Gläubiger und plündernde Gerichtsbediente machen seinen Ruin vollständig. Hier wünschte ich insonderheit das Armenwesen wirksam. Es ist leichter, es ist wohlthätiger, es ist vielleicht auch weniger kostbar, einen rechtschaffenen Mitbürger, der wankt, zu erhalten, als einen schon völlig gestürzten Zeit seines Lebens durch Almosen zu ernähren. Das Armenwesen sollte billig genaue Kenntniß von den Umständen, von dem Gewerbe, von den Nahrungswegen eines jeden Mitbürgers der untersten Classe haben, um dem einen mit gutem Rath, dem andern mit kleinen Vorschüssen, dem dritten durch Verstärkung seines Absatzes, und baldiger, richtiger Bezahlung unter die Arme zu greiffen. Es würde durch eine solche thätige Vorsorge bald das Zutrauen unserer Einwohner sich erwerben, und manchem Hülfsbedürftigen einen kleinen Nebenverdienst mancherley Art zu verschaffen im Stande seyn. Manche Familie braucht Arbeiter dieser oder jener Art, selbst weibliche Hände zum Nähen, Waschen, zum Wachen oder andern dergleichen häuslichen Bedürfnissen.

Wie manchem unserer Armen würde dieses nicht zu Statten kommen, und wie gerne würden oft ihre Kräfte von ihren Mitbürgern angewandt werden, wenn wir für ihre Treue, Rechtschaffenheit und gute Aufführung völlige Sicherheit zu leisten im Stande wären! Das Armenwesen sollte sie kennen, und Zutrauen genug unter ihren Mitbürgern haben, sie auf ihr Wort anzunehmen. Ein solcher vielleicht an und für sich selbst nur geringer, aber oft wiederholter Verdienst, würde zugleich für die Erhaltung armer Familien äusserst wohlthätig seyn.

Herrlich wäre es gleichfalls, wenn wir mit dem Armenwesen verschiedene nutzbare, leichte Nahrungszweige verbinden könnten, die geringen Vorschuß, wenige Kenntnisse und nur geringe Uebung oder Kräfte erforderten, um auch dadurch denen Armen, denen es an Arbeit fehlt, Verdienst und Nahrung zu verschaffen. Manche dergleichen kleine Nahrungswege haben wir gänzlich aus der Acht gelassen, die zu diesem Behufe wohl verdienten befördert zu werden. Hieher gehört zum Exempel das Schachtelmachen, die Verfertigung der Strohmatten mancherley

Art, Kräutersammlen für die Apotheker und andere, das Lumpensammlen, das bey uns beynahe gänzlich vernachlässigt, oder doch wenigstens den fremden Umläufern, die die gesammelten Lumpen, des Verboths ungeachtet, bald aus dem Lande zu schaffen wissen, überlassen wird, das Korbmachen und andere dergleichen kleine Beschäftigungen mehr, die dem ungeachtet ihren Mann nähren, wenn sie nur gehörige Abnehmer finden; nur muß man sich hüten, keinem andern sich nährenden Bürger in seiner Nahrung Eingriff zu thun, und ihm seinen Verdienst zu entziehen. Es müssen Erwerbmittel seyn, die bisher bey uns nicht in Betrachtung gekommen sind, oder wenigstens noch nicht die gehörige Ausdehnung erhalten haben, damit wir nicht um einem aufzuhelfen, einen andern zu Grunde richten, da ersterer durch die Unterstützung des Armenwesens wohlfeiler arbeiten kann. Die Erweiterung der übrigen Nahrungswege, die mancherley Anlagen und Unternehmungen, wobey so manche Arme Beschäftigung und Brodt finden könnten, hängen nur zu wenig von dem Armenwesen

sen ab, wenn es gleich oft vorzügliche Arbeiter zu dergleichen Unternehmungen herzugeben im Stande wäre. Es fehlt den Armen nur an der gehörigen Richtung ihrer Arbeitsamkeit, oft auch an einem geringen Vorschuß, überhaupt an der unternehmenden Hand der Reichen, um ihre Kräfte in die gehörige Wirksamkeit zu setzen, und um unsere verschiedenen vernachläs- sigten Nahrungswege vorzüglicher zu nutzen. Der Reiche muß unternehmen, der Arme muß ausführen, und beyde arbeiten zu ihrem eigenen Vortheil und zum Nutzen des Ganzen. In einem Lande überhaupt, welches, wie das un- serige, so wenig bevölkert ist, so viele noch un- bebaute Plätze, so viele nicht mit gehörigem Nachdruck getriebene Nahrungswege hat, sollte man billig die Klage über Mangel an Arbeit nie zu hören vermuthen, sondern alle sich nur anbietende Hände anzuwenden suchen. Wir setzten gewiß mit nicht geringen Kosten fremde Colonisten auf unsere Heiden, und bekümmern uns wenig um die unsrigen, die nach Brodt schreyen. Welch eine unendliche Menge Bauer- Familien würden nicht Dännemark und die

Herzog-

Herzogthümer bey einer gewiß nur geringen, aber thätigen und gut eingerichteten Unterstützung ernähren können! wie viele Familien Fischer nicht Norwegen und die fast ganz verlassenen Küsten von Ißland! Warum sollen unsere Armen, weil sie insonderheit in der Hauptstadt zusammenfliessen, auch in der Hauptstadt ernähret werden, wo sie dem Staate am mehresten kosten und am wenigsten nutzen? Warum bilden wir nicht Colonien von ihnen, wie die alten Römer, welche nach und nach zu ihrem eigenen und des Staats Besten blühend werden konnten? Preußen hat dieses insonderheit nachgeahmt, und Preußens itzige Stärke und itzige Macht zeigt, mit wie vielem Erfolg. Was hätte Dännemark bey einer ähnlichen Vorsorge in einem für ihn so glücklichen Jahrhunderte nicht seyn können, da es Preußens schwere Kriege und oft drückende Lage nicht gefühlt?

Manche andere dem Staate nöthige und wichtige Arbeiten könnten zugleich mit Vortheil eingeführet werden, um den nothleidenden Armen Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Die Anlage und Verbesserung unserer Wege und

Landstraßen, die Erbauung mancher öffentlicher und weitläuftiger Gebäude, die Urbarmachung wüste liegender und dem ungeachtet nicht unfruchtbarer Plätze, der Anbau mehrerer vorhin nicht gebauter Gewächse mancherley Art würden vielen unserer Armen Arbeit und Ueberfluß zu verschaffen im Stande seyn, und zwar zum Vortheil und mit nur geringen Kosten des Staats. Es hat uns nur gar zu sehr an einer vernünftigen Anwendung der grossen für die Armen bestimmten Summen gefehlt. Sie bloß aus der Hand durch Almosen zu füttern ist äusserst zweckwidrig, und bey einer gehörigen Aufmerksamkeit und Kenntniß müßte es dem Armenwesen leicht seyn, die Kräfte eines jeden Armen mit Vortheil für ihn selbst und für den Staat anzuwenden; nur müßte man nicht den unrichtigen Satz zum Grunde legen, daß sie alle nothwendig in der Hauptstadt untergebracht werden müßten. Auf dem Lande und in den kleinen Städten sind oft Hände und Kräfte nöthig, die in der Hauptstadt unthätig und ungenutzt ruhen.

Eine

Eine andere gleichfalls nicht unwichtige Vorsorge für die starken und gesunden Armen wäre es, wenn gehörig für die baldige und ordentliche Bezahlung der unternommenen Arbeiten gesorgt werden könnte. Die mehresten können nicht ohne Schaden in einem langen Vorschusse stehen. Gewöhnlich ist der heut verdiente Schilling zum Brodte, zu neuen Materialien für morgen nothwendig, und nichts ist dem Armen nachtheiliger, als wenn er seine Zeit versäumen, seinem Gelde nachlaufen, und doch vielleicht solches lange entbehren muß. Viele Arme haben in der That ihren gänzlichen Ruin dieser sorglosen Nachlässigkeit der Reichen zu verdanken. Wohlthätig verfügte deswegen schon im alten Testamente die göttliche Barmherzigkeit, daß der Lohn des Arbeiters nicht bis am folgenden Morgen im Hause bleiben solle; und machte es zugleich zu einem Religions-Gesetze, um ihm so viel mehrere Festigkeit zu geben. Wollte Gott, daß wir diesem grossen Exempel einer für die Armen wichtigen Einrichtung folgen möchten! Es muß indessen durch die Einwohner und durch ihre eigene Aufmerk-

samkeit auf die wichtigen Folgen geschehen. Denn schwer läßt es sich durch Gesetze und Verordnungen bewirken. Der Arme darf selbst bey der größten Noth, die ihn drückt, nicht ungestüm werden, darf kaum fordern, um sich nicht in neue Kosten zu verwickeln, oder auch nur, um nicht die künftige Arbeit und den künftig zu hoffenden Verdienst zu verlieren. Selbst die äusserste Strenge der Gesetze und die Wachsamkeit der Gerechtigkeit ist für die drückende Noth und die Umstände des Armen nicht hinreichend, viel zu langsam. Er ist lange zu Grunde gerichtet, ehe und bevor seine Klagen vielleicht einmahl gehört werden. Die Regierung kann nichts dabey thun, als den mitleidigen Bürger darauf aufmerksam machen, da es oft Leichtsinn, Vergessenheit ist, welche die Bezahlung des Armen verzögert.

Rechtschaffene, wohldenkende Mitbürger, seyd deswegen nicht allein wohlthätig, seyd insonderheit gerecht. Werft nicht eure Almosen unbedingt unter den großen Haufen der Armen, wodurch ihr oft mehreren Schaden, als wirklichen Nutzen stiftet; unterstützt aber durch die

verschiedenen Arbeiten, die ihr zu bezahlen habt, rechtschaffene und arbeitende Dürftige. Dingt nicht bey der Bezahlung auf den äussersten Schilling, und insonderheit laßt nach dem herrlichen Befehl eures gütigen Schöpfers nicht den Lohn des Arbeiters, wenigstens nicht gefordert, bis auf den folgenden Morgen in eurem Hause bleiben. Manchem kann es freylich gleichgültig seyn, der hinlänglichen Vorschuß und überflüssigen Credit hat; allein andern ist die geringe Summe zu der Fortsetzung ihres Gewerbes unumgänglich nöthig, um nicht den Juden oder dem Lombarde in die Hände zu fallen. Oft kann auch ein geringer Vorschuß oder auch die Vorausbezahlung noch nicht vollendeter Arbeit, unter gehörigen Umständen und bey angewandter gehöriger Vorsicht gegeben, den arbeitenden Armen neuen Muth und ansehnliche Vortheile verschaffen. Laßt euch, ihr Wohlthätigen, nicht um euer Vermögen betrügen; gebt nicht mit vollen Händen; aber gebt auf die bestmöglichste Weise. Vermehrt nicht durch eure Wohlthaten Ausschweifungen, Nachlässigkeit und Betteley; allein unterstützt durch etwas viel-

leicht reichliche und baldige Bezahlung den noth-leidenden aber arbeitsamen Theil eurer Mitbürger, der mit Kindern gesegnet, und einen wahren Eifer zeigt, sich mit Ehren durch die Welt zu bringen, und seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben.

Die dritte Classe der Armen sind die Alten und Schwachen, die auf keine Art und Weise mehr ihren Unterhalt sich zu erwerben im Stande sind. Es ist die Pflicht der Menschlichkeit, sie zu unterhalten; und ich wollte wünschen, daß wir sie mit völliger Bequemlichkeit und Wohlgefallen zu unterhalten im Stande wären. Wir müssen dabey bedenken, was sie gewesen, und was wir werden, wenn wir ein eben so hohes Alter zu erreichen das Glück haben sollten. Es ist Wohlredenheit in den grauen Haaren eines gut gelebten Alten, und seine zitternde Hand verdient eine jede Unterstützung, die sie noch anzunehmen fähig ist. Das Alter hat ohnedem der Unbequemlichkeiten genug in seinem Gefolge, das unangenehme Gefühl abnehmender Kräfte und Sinnen, das Absterben aller Freunde und Bekannten; allein Mangel, und

insonderheit drückender Mangel, sollten nicht mit unter ihre Zahl gerechnet werden. Kurz ist überdem die noch übrige Zeit ihres Lebens; die kalte Hand des Todes schwebt schon über ihrem Haupte; und herrlich ist es, die letztern Tage eines wohlgelebten Alten, wo nicht vergnügt, doch wenigstens ruhig und sorgenlos gemacht zu haben. Nachtheilig kann ihnen auch eine bequemere und reichlichere Unterhaltung nicht mehr werden. Ihre Rolle in der Welt ist fast geendiget. Sie stehen im Begriffe, bald gänzlich abzutreten, können in keine andere Lage mehr kommen, und je ruhiger und glücklicher sie ihre letzten Tage durchleben, ehe sie in die Arme des wohlthätigen Todes sinken, um so viel besser ist es allemahl. Denen Kindern, welche erst auftreten, welche in manche verschiedene Lagen kommen können und kommen werden, ist eine jede Verzärtelung, eine jede gar zu reichliche Unterhaltung nachtheilig, denen Alten im Gegentheil, welche schon am Rande des Grabes stehen, niemahlen.

Es fehlt uns auch nicht an Stiftungen, um die letzten Tage der Alten wenigstens erträglich

zu machen. Jede Stadt, und manche Dörfer sogar, haben mancherley Arten der Einrichtungen zum Unterhalte und zur Bequemlichkeit alter Armen. Armenhäuser und Hospitäler finden wir in allen Städten; wollte nur Gott, daß sie dem wohlthätigen Zwecke vollkommen entsprächen, den sich ihre ersten Stifter dabey vorsetzten. Wie häufig finden wir aber nicht in diesen die Magd des Bürgermeisters und den Knecht des Rathsherrn ein müssiges, unthätiges Leben hinschleppen, die noch lange ihrem Dienst mit wahrem Nutzen für den Staat und grösserm Wohlgefallen für sich selbst hätten vorstehen können! Wahre Alte und Unvermögende sehen sich indessen genöthiget, ihre zitternde Hände denen Vorübergehenden auszustrecken.

Andere Alte und Unvermögende, die entweder wegen ihrer grössern Menge nicht in diese Armenhäuser aufgenommen werden können, oder auch wegen mancherley Arten der Verbindungen in ihrer Familie nicht aufgenommen zu werden verlangen, unterstützen wir durch ein ihnen wöchentlich gereichtes Wochengeld. Es

ist dieses nach der Verschiedenheit der Umstände und der Bedürfnisse bald grösser, bald geringer. Allein auch hier hat sich mancher Unterschleif verschiedener Art eingeschlichen. Unsere Vorsteher kennen selten hinlänglich die Umstände und Bedürfnisse unserer Nothleidenden. Die unverschämten oft lasterhaften Faullenzer, welche täglich die Thüren der Armenvorsteher und der Prediger belagern, erschnappen die Unterstüzungen, da im Gegentheil verschämte und blöde Nothleidende oft gänzlich zurückstehen müssen. Schwer ist es freylich, eine hinlängliche und vollständige Kenntniß der Armen sich zu verschaffen; allein zu der gehörigen Vertheilung der Armengelder ist sie demungeachtet unumgänglich nothwendig. Unsere Armenvorsteher sind indessen hierinnen zu entschuldigen. Sie können sich diese Kenntniß, nach der izigen Einrichtung, unmöglich bey ihren mancherley andern Geschäften erwerben, und daraus entsteht nur gar zu häufig eine zweckwidrige äusserst unrichtige Vertheilung der so genannten Armengelder. Manche, deren Bedürfnisse es am wenigsten erfordern, erhal-

ken vielleicht mehr, als sie wirklich nöthig haben; da im Gegentheil andern, die wirklich darben, wenig oder nichts zu Theil wird. Eigentlicher Unterschleif aber bey Vertheilung des Armengeldes ist mir kaum glaublich. Die Armenvorsteher können sich sehr leicht in Ansehung des Gegenstandes irren, welchem sie das Armengeld geben; allein um einen Theil dieses Vermögens der Armen wirklich unterzuschlagen, dazu gehört ein Grad des niederträchtigsten Geizes und der Härte zugleich, welcher mir kaum denkbar ist. Eine solche Denkungsart kann überdem denen Mitbürgern nicht lange unbekannt bleiben, und ein solcher Niederträchtiger wird mit Recht von dem ehrenvollen Posten, Pflegevater der Armen zu seyn, ausgeschlossen.

Für unsere alte, vielleicht sogar verwundete und verstümmelte Soldaten und Matrosen, ist eine solche wohlthätige Unterhaltung noch weit nothwendiger. Mit Abscheu und Wehmuth sehe ich diese, welche vielleicht sogar bey der Vertheidigung ihres undankbaren Vaterlandes ihre Gliedmaßen verlohren, alt und lebenssatt

auf denen Strassen und vor denen Häusern betteln gehen. Wie können wir Heldenthaten von ihnen erwarten, oder auch nur muthig der Gefahr entgegen zu gehen, wenn sie dieses tägliche Exempel der Schande und der Noth vor Augen haben, wenn sie zum voraus wissen, daß ihr Looß dermahleinst bey einem verstümmelten Körper, oder auch nur im hohen Alter seyn werde, ihr Brodt vor den Thüren undankbarer Mitbürger zu suchen. Selbst aber dieses ist ihnen nicht allemahl erlaubt, sondern sie erhalten oft einen Laufpaß, und die Erlaubniß, über die ganze Welt zu betteln, nur nicht in dem Lande, dem sie ihre Jugend und Kräfte aufgeopfert haben. Schande dem Staate und der Nation, welche ihre ums Land wohlverdienten Krieger in ihrem Alter in Armuth und Noth versinken läßt, da ihr Dienst selbst und die damit verbundenen Strapatzen ein frühes Alter und körperliche Schwäche nach sich ziehen, und ihre öconomischen Umstände während der Dienstjahre ihnen nicht erlauben, an Ersparungen für ein höheres Alter zu denken! Auch hierinnen sind Englands Einrichtungen vorzüg-

lich groß und wohlthätig. Das Hospital von Chelsea für den Land-Etat, das von Greenwich für den See-Etat, liegen beyde an der Themse in der herrlichsten Gegend von England, das eine oberhalb, das andere unterhalb London. Jeder Englischer Krieger weiß, daß er in seinem Alter und verstümmelt in diesen Hospitälern nicht allein Aufenthalt und Unterhalt, sondern auch selbst Bequemlichkeit, wirkliches Wohlleben und eine anständige Begegnung zu erwarten habe. Hier sind sie für allem Mangel, für allem Spott gesichert, und die Dankbarkeit der Nation begegnet ihnen auch bey ihrem Alter und bey ihrer Schwäche mit wahrer Achtung und wirklicher Schonung. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Invaliden-Häuser mehrerer Länder kennen zu lernen. Sie sind hin und wieder groß und prächtig; aber ich kenne in der That keins, wo ein wirkliches Wohlleben mit so viel Anstand und mancherley Bequemlichkeiten verbunden wäre, als in Chelsea und Greenwich. Im Grunde kömmt es nicht so sehr auf die Grösse und Kostbarkeit der Gebäude an, als auf die innere Einrichtung

und auf die Güte und Anständigkeit der Behandlung. Man hat sie zugleich ausserhalb der Stadt in die herrlichsten Gegenden verlegt, hat ihnen ansehnlichen Platz eingeräumt, wo die Mitglieder dieser Häuser ihre alten und stumpfen Glieder in dem Schatten angenehmer Bäume ausstrecken können. Ich bin zugleich überzeugt, daß die Schönheit der Gebäude des Greenwich-Hospitals den Muth der die Themse herabsegelnden Matrosen erhöhen müsse, und manche wünschen sich vielleicht insgeheim bald Gelegenheit, Mitglieder desselben zu werden. Es ist auch dieß der einzige Ort, wo sich eine gewisse Pracht der für die Armen bestimmten Gebäude entschuldigen läßt, und doch nur wenn die Bewohner derselben dadurch nicht an ihrer Erhaltung und ihrer Bequemlichkeit leiden. Die Mitglieder dieser Hospitäler, sie mögen sich entweder im Hospitale selbst aufhalten, oder auch nur wegen ihrer häuslichen Verbindungen eine bestimmte jährliche Pension von selbigen geniessen, werden in allen öffentlichen Acten der Nation, so wie in denen Zeitungen, allezeit Gentlemen pensioneers genannt.

Die armen Kranken fordern gleichfalls die schleunige und wohlthätigste Hülfe des Armenwesens. Bey dergleichen Zufällen in der Familie vermindert sich die Einnahme, vermehrt sich die Ausgabe, und sie wissen weder zu den Kosten der Arzeneymittel, noch zu der gehörigen Pflege und der besondern Diät Rath zu schaffen. Um die zu einer ordentlichen Cur nöthigen Kosten zu ersparen, wird solche lange verschoben, mancherley Arten oft nachtheiliger Hausmittel angewandt, und die Gesundheit vielleicht auf beständig und unwiederbringlich zerrüttet. Den Arzt, die Apotheke, scheut der Arme der Kosten wegen, und freylich nicht ganz mit Unrecht. Sie erfordern oft mehr, als er aufzubringen im Stande ist. Hier sind deswegen Krankenhäuser nöthig, wo diese Elenden Aufenthalt, Unterhaltung und Arzeney ohne Kosten antreffen können. Der Zugang sey nur leicht, die Unterhaltung anständig, und die Art der Behandlung liebreich und im Stande, das Zutrauen der Armen zu erwecken. Ohne Hospitäler ist auch hier kaum etwas auszurichten. Wohlthätige Aerzte pflegen zwar wohl an denen

und auf die Güte und Anständigkeit der Behandlung. Man hat sie zugleich ausserhalb der Stadt in die herrlichsten Gegenden verlegt, hat ihnen ansehnlichen Plaz eingeräumt, wo die Mitglieder dieser Häuser ihre alten und stumpfen Glieder in dem Schatten angenehmer Bäume ausstrecken können. Ich bin zugleich überzeugt, daß die Schönheit der Gebäude des Greenwich-Hospitals den Muth der die Themse herabsegelnden Matrosen erhöhen müsse, und manche wünschen sich vielleicht insgeheim bald Gelegenheit, Mitglieder desselben zu werden. Es ist auch dieß der einzige Ort, wo sich eine gewisse Pracht der für die Armen bestimmten Gebäude entschuldigen läßt, und doch nur wenn die Bewohner derselben dadurch nicht an ihrer Erhaltung und ihrer Bequemlichkeit leiden. Die Mitglieder dieser Hospitäler, sie mögen sich entweder im Hospitale selbst aufhalten, oder auch nur wegen ihrer häuslichen Verbindungen eine bestimmte jährliche Pension von selbigen geniessen, werden in allen öffentlichen Acten der Nation, so wie in denen Zeitungen, allezeit Gentlemen pensioneers genannt.

Die armen Kranken fordern gleichfalls die schleunige und wohlthätigste Hülfe des Armenwesens. Bey dergleichen Zufällen in der Familie vermindert sich die Einnahme, vermehrt sich die Ausgabe, und sie wissen weder zu den Kosten der Arzeneymittel, noch zu der gehörigen Pflege und der besondern Diät Rath zu schaffen. Um die zu einer ordentlichen Cur nöthigen Kosten zu ersparen, wird solche lange verschoben, mancherley Arten oft nachtheiliger Hausmittel angewandt, und die Gesundheit vielleicht auf beständig und unwiederbringlich zerrüttet. Den Arzt, die Apotheke, scheut der Arme der Kosten wegen, und freylich nicht ganz mit Unrecht. Sie erfordern oft mehr, als er aufzubringen im Stande ist. Hier sind deswegen Krankenhäuser nöthig, wo diese Elenden Aufenthalt, Unterhaltung und Arzeney ohne Kosten antreffen können. Der Zugang sey nur leicht, die Unterhaltung anständig, und die Art der Behandlung liebreich und im Stande, das Zutrauen der Armen zu erwecken. Ohne Hospitäler ist auch hier kaum etwas auszurichten. Wohlthätige Aerzte pflegen zwar wohl an denen

Oertern, wo keine Hospitäler sind, oder wo solche nicht zureichen, die kranken Armen zu besuchen; das Armenwesen pflegt ihnen wohl unentgeldlich Arzeneyen reichen zu lassen; allein kaum mit wahrem Nutzen. Theils fehlt es ihnen an Bequemlichkeit und Pflege aller Art, theils werden die Vorschriften der Aerzte nicht gehörig und strenge befolgt, theils ist die ganze Diät nicht den verschiedenen Umständen der Krankheit angemessen, wodurch auch unter diesen Kranken ausser dem Hospitale allemahl eine grössere Sterblichkeit, als im Hospitale, entsteht.

Die letzte Classe der Armen endlich, welche Unterstützung und Hülfe fordern, sind die Witwen. Der Ehestand ist die eigentliche Hoffnung des gesunden, unverdorbenen Jünglings, und das Glück des Mannes. Seine Gattin ist seine wahre Freundin, deren Interesse so gänzlich mit dem seinigen zusammenfließt, seine schmeichelnde Trösterin, seine wohlmeynende Rathgeberin, die so oft den Starrsinn des Mannes durch Sanftmuth und Geduld zu überwinden weiß. Sie ist, mit einem Worte, der Reiz

seiner Wirksamkeit, und die zugleich den Genuß seiner Arbeiten schmackhaft macht. Was Wunder dann, wenn so manche das Glück des gegenwärtigen Augenblicks zu geniessen suchen, ohne sich um die Zukunft, und ohne sich um die Zeit nach ihrem Tode zu bekümmern! Was Wunder, wenn so viele, auch bey einer kleinen Einnahme, bey einer kleinen Bedienung, sich zum Heirathen hinreissen lassen, ohne mit dem Auge der Vorsicht die Zukunft gehörig zu überschauen! So lange der Mann lebt, geht es einigermassen an; so lange sind die Einkünfte zu der Erhaltung der Familie vielleicht nicht überflüssig, allein doch hinreichend. Stirbt aber der Versorger, dann ist Noth, Armuth und Elend das gewöhnliche Looß dieser Unglücklichen. Billig ist es alsdann, daß der Staat sich der Witwe und der Waysen eines wohlverdienten Mitbürgers, der vielleicht gar seinen eifrigen Arbeiten zum Besten des Staats sein Leben und seine Gesundheit aufopferte, annimmt. Die Krankheit, das Begräbniß, fordern natürlicher Weise Kosten mancherley Art, die die freundschaftliche Liebe der Ueberlebenden

oft sogar unnöthig noch vergrössert, und die zurückbleibende Witwe mit einer vielleicht ansehnlichen Reihe unerzogener Kinder ist ohne Stütze und ohne Vermögen, sich selbst zu erhalten und ihre Kinder gehörig zu erziehen. Zwar haben wir bey mehrern Bedienungen unsers Landes, freylich nur knapp, indessen doch einigermassen für die Witwen gesorgt, wie zum Exempel bey denen Prediger- und andern Bedienungen, wo die Witwe nicht allein das volle Gnadenjahr, sondern auch einen gewissen bestimmten Theil der Einkünfte auf Lebenszeit, ja auch oft freye Wohnung und andere Vortheile zu geniessen pflegt. Es bleiben aber genug übrig, für welche gar nicht gesorgt worden, insonderheit die überlebenden Witwen des Kriegsstandes, des Bürgerstandes, und der mehresten königlichen Bedienten, die nur zu oft dem Mangel, und dem drückendsten Mangel ausgesetzt sind. Die Gnade indessen, für welche unsere Könige schon in Jahrhunderten bekannt und gesegnet gewesen sind, hat sich auch hier zu erkennen gegeben, und sie haben einen wichtigen Theil ihrer Einkünfte, nämlich die

so

so genannte Post-Casse, ad pias Caussas ausgesetzt. Größtentheils werden auch die wichtigen Revenüen dieser Casse zur Unterstützung nothleidender Witwen verwandt, wenn wir die doch nicht sehr beträchtlichen Summen ausnehmen, die für das so genannte Missions-Werk abgehen, welches wir dem frommen Eifer Christian des sechsten und dem Einflusse des Hallischen Waysenhauses zu verdanken haben. Sie müssen auch sehr beträchtlich seyn, besonders bey der in den neuern Zeiten vermehrten Correspondenz und dem zu gleicher Zeit so ansehnlich erhöheten Porto. Zu wünschen wäre es indessen, daß bey dem gegenwärtigen nicht gar zu überflüssigen Zustande unserer Finanzen ein so beträchtlicher Theil der königlichen Revenüen wieder zu den Bedürfnissen des Staats könnte angewandt, und für die nothleidenden Witwen auf eine andere und gewissere Art könne gesorgt werden. Wir haben auch in dieser Absicht schon lange die so genannten Witwen-Cassen eingeführt, aus welchen denen Witwen entweder gegen ein auf einmahl von dem Manne eingeschossenes Capital, oder auch gegen jähr-

liche Zuschüsse bey Lebzeiten des Mannes, eine gewisse bestimmte Unterstützung gereicht wird. An und für sich selbst ist es freylich richtig genug, daß der Mann bey seinen Lebzeiten für die Erhaltung seiner Witwe und für die Erziehung seiner Kinder auch nach seinem Tode sorgen müsse, und in dieser Absicht sind diese Witwen-Cassen zweckmässig, um denen Witwen gehörigen Unterhalt zu schaffen, ohne dem ungeachtet dem Staate zur Last zu fallen. In den neuern Zeiten indessen haben wir erst die wahre Theorie dieser Cassen durch die Bemühungen unsers Tetens, des Göttingischen Kritters und anderer mehr, gefaßt, daß nämlich bey dem wahrscheinlichen Tode des Mannes die völlige Summe beysammen seyn müsse, welche mit Zinsen und Zinses Zinsen berechnet, nöthig, der Witwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode die bestimmte Summe zu verschaffen. Bey allen unsern ältern Witwen-Cassen hat man sich durch die geringere Menge der Witwen in den ersten Jahren blenden lassen, sie viel zu vortheilhaft für die Einsetzenden eingerichtet, oder mehr ihnen versprochen, als man zu halten im

Stande gewesen. Manche sind deswegen auch schon lange zu Grunde gegangen, ohne ihren übernommenen Verpflichtungen ein Gnüge gethan zu haben. Andere im Gegentheil, so wie selbst die Calenberger, die sonst noch am richtigsten berechnet war, stehen auf einem wankenden Fuße, und haben wenigstens die einmahl denen Einsetzenden versprochenen Vortheile sehr herabsetzen müssen. Bey den neu eingerichteten, wie zum Exempel bey der neuen Kopenhagener, ist im Gegentheil die Berechnung weit richtiger, genauer, auch mehr Rücksicht auf die Proportion des Alters des Mannes und der Frauen genommen worden, um die Casse dadurch billiger, fester und beständiger zu machen; allein die Einschüsse sind dadurch auf der andern Seite zu einer solchen Höhe gestiegen, daß nicht alle Männer, deren Witwen doch dermahleinst Unterstützung nöthig haben könnten, einzusetzen im Stande sind. Für den armen Theil der Nation sollten sie eigentlich seyn, der aber dem ungeachtet wegen seiner gar zu grossen Dürftigkeit am wenigsten daran Theil nehmen kann. Die grössere Menge

hülfsbedürftiger Witwen kann indessen doch durch diese Witwen-Cassen Unterstüzung finden, und für die übrigen muß alsdann das Armenwesen oder die königliche Gnade Rath zu schaffen suchen, die entweder aus Mangel am Vermögen, oder auch aus nicht erhaltenem Gesundheits-Atteste des Mannes, oder aus andern dergleichen gültigen Ursachen, an der Witwen-Casse nicht haben Theil nehmen können.

Vielleicht liessen sich auch mit denen Witwen-Cassen, Cassen für Waysen, für Dienstboten, für andere Arme, so wie Leibrenten, Tontinen und andere dergleichen Einrichtungen verbinden, um auch den übrigen Arten der Armen Gelegenheit zu geben, sich durch sich selbst eine Art der Erhaltung in ihren höhern Jahren zu verschaffen, ohne dem Staate zur Last zu fallen. Hamburg hat es auf diese Art, und zwar mit wirklichem Erfolg, gemacht, und es verdiente dieses Exempel wohl, auch bey uns nachgeahmt zu werden. Manche unserer Dienstboten, unserer Matrosen, andere dergleichen unverheyrathete Arme können vielleicht in glück-

lichen Jahren kleine Summen ersparen, die sie aber wegen der geringen Grösse derselben nicht gehörig und sicher unterzubringen im Stande sind. Sie sind gewöhnlich leichtsinnig, wenig sparsam, lassen sich darum betriegen, oder sie verthun sie vielleicht auf eine oder die andere Art, weil sie glauben, daß sie zu geringe sind, als daß sie ihnen mit der Zeit vortheilhaft werden könnten. In gut eingerichteten Cassen indessen würden sie ihnen doch im Alter ansehnliche Unterstützung verschaffen können, und zugleich dem Armenwesen die Last ihrer Erhaltung beträchtlich erleichtern, nur müßten sie gehörig eingerichtet und redlich verwaltet werden, um sich dadurch das unbedingte Zutrauen der Einwohner zu erwerben. Es sind die Menge der Einsetzenden, die dergleichen Cassen nutzbar machen.

Ist aber auf diese Art für die Kinder der Armen durch eine vernünftige ihren Umständen gemäße Erziehung gesorgt, für die gesunden und starken Armen durch hinlängliche ihren Kräften angemessene Arbeit, und für die Alten, Kranken und Schwachen durch eine anständige

Einrichtung der Armen- und Krankenhäuser: so wird die Menge der ruchlosen und unverschämten Bettler nur geringe seyn, und dem Armenwesen wenige Sorge machen. Sie leben gewöhnlicher Weise in Faulheit und allen möglichen Lastern, sind denen übrigen Einwohnern eine wahre oft drückende Last, denen Fremden und Reisenden ein ekelhafter Anblick und eine wahre Schande des Armenwesens und der Policey-Einrichtungen des Landes. Durch schlechte Erziehung, vielleicht auch durch Mangel in den Jugendjahren, werden sie an Müssiggang und an Betteley gewöhnt, und wenn sie es auch nur kurze Zeit getrieben, so verlieren sie durch die Gewohnheit und durch den beständigen Umgang verhärteter Bettler und Bösewichter bald allen Eindruck der Schande und alle Lust, durch Arbeit sich ihren Unterhalt zu erwerben. Aller dieser sucht das Armenwesen sich zu bemächtigen, verhindert so viel möglich ihr Herumziehen im Lande, und sperrt sie als dem Staate nachtheilige Glieder in Zucht- und Arbeitshäuser ein, um sie durch Zwang zur Arbeit anzuhalten, der sie durch eine lange Ge-

wohnheit schon gänzlich entwöhnt sind, oder übergiebt sie denen Regimentern, wenn sie dazu geschickt sind, um nützliche Glieder des Staats daraus zu bilden. Unter gehörigen Umständen, und bey einer gehörigen Versorgung der Armen durch das Armenwesen, kann ihre Zahl nur geringe seyn, und besteht oft bloß aus fremden Landstreichern, die sich durch Nachsicht und Nachlässigkeit hin und wieder einschleichen, und denen Einwohnern durch Drohen oder Betteln das Ihrige abdrängen. Die Aufmerksamkeit des Armenwesens sollte um so viel schärfer seyn, damit diese Unglücklichen nicht durch gar zu lange Nachsicht endlich der Gerechtigkeit in die Hände fallen. Betteley und Müssiggang, insonderheit bey gesunden und starken Leuten, geht nur gar zu leicht in Stehlen, Rauben, ja wohl gar in Morden, Feuer-Anlegen, und andern schrecklichen Lastern über, und über kurz oder über lang endigen dergleichen starke und gesunde Bettler ihr Leben gewöhnlich am Galgen. Vorsichtiger thut deswegen das Armenwesen allemahl durch strenge Aufsicht diese Laster zu ersticken, ehe und bevor sie zum Ausbruche kommen,

und ehe diese Unglücklichen in die Hände der unerbittlichen Gerechtigkeit fallen.

Auf der andern Seite aber, wo nicht gehörig für die Armen und die Kinder derselben gesorgt wird, finde ich es in der That hart, ja sogar unmenschlich, das Betteln, oder vielmehr das Almosen-Sammlen gänzlich zu verbieten. Ihren Unterhalt zu suchen, ist ja so gar den Vögeln unter dem Himmel vergönnt, und hart ist es, dem Hungrigen nicht zu erlauben, seinen Nachbar um Brodt anzusprechen, wenn man ihm keine andere Art, sich solches zu verschaffen, anweist. Leben muß der Unglückliche doch, für seine Kinder sorgen soll er doch auch, und eine gar zu grosse Strenge gegen das Almosen-Sammlen ohne gehörige Vorsorge für die Armen, kann leicht zu grössern Verbrechen, zum Stehlen, zum Rauben, oft sogar zur Verzweiflung und zum Selbstmorde Anlaß geben. Wir haben manche und zum Theil schreckliche Beyspiele dieser Art, welche wohl zu der Verminderung einer gar zu grossen Strenge in dieser Absicht Anlaß geben könnten. Unterstützung der Armen ist die Pflicht der Menschheit,

und

und wenn das gemeine Wesen derselben nicht gehörig Genüge leistet, so muß sie solche doch wenigstens ihren wohldenkenden Mitbürgern überlassen.

Die Besorgung des Armenwesens muß endlich so einfach, so sparsam eingerichtet werden, wie es nur immer möglich ist. Es sind Gelder, es ist das Vermögen der Armen, wo eine jede Art der Verschwendung, sie bestehe, worin sie wolle, nicht allein nachtheilig, sondern selbst lächerlich ist. Lächerlich ist es zuverlässig, mit den Einrichtungen des Armenwesens Staat machen zu wollen, wo eine jede angebrachte Verschwendung dem denkenden Menschenfreunde unangenehm in die Augen fallen muß, insonderheit wenn es alsdann an der gehörigen und vollständigen Unterhaltung der Nothleidenden fehlt. Den Lehren unserer Christlichen Moral ist diese Art der Prahlerey zugleich gänzlich entgegen, welche so oft und so ausdrücklich die Stille und Heimlichkeit unsers Almosengebens anbefiehlt. Wenig gefallen mir deswegen die prächtigen mit mancherley Zierathen verschwenderisch aufgeputzten Gebäude des Ar-

menwesens. Die mehresten Nationen haben sie als Gegenstände zur Verschönerung und Auszierung der Städte angesehen, weil sie in Proportion der Grösse der Stadt einen gewissen nicht unbeträchtlichen Umfang haben müssen; allein mehrentheils zum Nachtheil der Armen, die sie bewohnen sollen.

Eine gewisse Grösse, Regelmässigkeit, Reinlichkeit und gutes Ansehen kann indessen wohl ohne Pracht und ohne äussere Verschwendung bestehen. Die Summen für die Armen sind nicht unerschöpflich, manchmahl nicht einmahl für alle, die mit Recht darauf Anspruch machen könnten, hinreichend, und sollten mit Recht nicht auf die äussere Verzierung der Gebäude verwendet werden. Zum Unglück sind dergleichen Gebäude zugleich fressende Capitalien. Gewöhnlicher Weise wird mehr auf die Verzierung, als auf die Festigkeit und Dauer derselben gesehen; jährlich erfordern sie sehr beträchtliche Unterhaltungskosten, und je älter sie werden, um so viel mehr nehmen auch diese Kosten der Unterhaltung zu. In den mehresten dergleichen prächtig eingerichteten Gebäu-

ßen des Armenwesens pflegen ohnedem die besten und vorzüglichsten Zimmer und Stockwerke für die dabey angestellten Bedienten, zu Versammlungs-Sählen und so weiter eingerichtet zu seyn, und die Armen müssen sich in den obern Stockwerken, wie sie können, behelfen. Mir gefallen deswegen auch die londoner Gebäude des Armenwesens wenig. Bethlem-Hospital für Wahnsinnige, Foundlings-Hospital für Fündlinge und viele andere, welche man denen Fremden als Gegenstände der Pracht und wegen der Schönheit der Gebäude zu zeigen pflegt. Manche derselben sind auch wirklich nicht allein mit beträchtlichen Kosten, sondern auch mit wahrem Geschmack angelegt, nur Schade, daß die Armen alsdann nicht die vollkommene Unterstützung finden, welche sie nach denen ungeheuren Summen, die auf diese Einrichtungen verwandt worden, hätten erwarten können und sollen. Das Fündlings-Hospital wenigstens hat einige Jahre verschlossen werden müssen, weil die dazu bestimmten Summen nicht zureichten, die Menge der Fündlinge anzunehmen, die ihnen jährlich gebracht wurden. Bey

uns gefällt mir die Anlage des so genannten allgemeinen Hospitals, des Waysenhauses, des Erziehungshauses in Kopenhagen eben so wenig. Ersteres war viel zu hoch, viel zu groß, viel zu theuer, viel zu schlecht gebaut. Die untersten Etagen waren für die Bedienten und für die Direction eingerichtet, da im Gegentheil die armen Alten in die vierte und fünfte Etage hinaufklettern mußten. Es war für ihre schwachen Kräfte eine ganze Reise, ehe und bevor sie auf die Strasse herunter kommen konnten, und man hatte in der That nicht unrecht, es aus einem Armenhause in ein Magazin für unsere Kaufleute zu verwandeln, da es wegen seiner Höhe eine sehr beträchtliche Menge der Waaren zu fassen im Stande ist. Schon bey der ersten Einweihung desselben fand sich auch, daß es einige tausend Thaler mehr kostete, als das eigentliche Vermögen des Armenwesens betrug. Die von Friederich dem vierten angelegten, und für die Kopenhagener Matrosen bestimmten Wohnungen, die unter dem Nahmen der neuen Buden bekannt sind, scheinen mir weit bequemer und zweckmässiger, wenn

sie

sie gleich weniger äusseres Ansehen haben, und auch einen weit grössern Plaz einnehmen.

Je weniger Gebäude zugleich das Armenwesen nöthig hat, so viel besser wird es allemahl seyn. Einige sind nothwendig, wie zum Exempel die Zuchthäuser und die Krankenhäuser, die übrigen aber gewiß weniger, und könnten vielleicht besser gänzlich entbehret werden. Wir erhalten zuverlässig viele Kinder mit den Summen, welche ein Waysen- oder Fündlingshaus zu erbauen, oder auch nur jährlich zu unterhalten kostet. Eben so mit denen Arbeitshäusern, wofür wir viele Familien und viele in ihrer Familie zu unterstüzen im Stande sind. Wollen wir aber dergleichen Gebäude ja haben, so wäre es vielleicht weit zuträglicher, wenn sie alle, die einzigen Krankenhäuser ausgenommen, aus denen grossen Städten aufs Land, oder in die kleinern Städte verlegt würden. Die Armen fliessen freylich in die grössern und in die Hauptstädte zusammen, sind hier auch zahlreicher; allein sie haben mit diesen Städten keine weitere Verbindung. Die Waysen und Kinder würden von ihnen entfernt

zuverlässig sowohl arbeitsamer als unschuldiger erzogen, die Alten bequemer und ruhiger unterhalten, und die Züchtlinge genauer verwahrt werden können. Ueberdem würde sowohl die Errichtung, als die Unterhaltung der Gebäude, die Besoldung der verschiedenen angesetzten Bedienten, wie auch die Feurung und übrige tägliche Nahrungsmittel und Kleidungsstücke weit wohlfeiler besorgt werden können. Nur die Verschönerung, welche wir denen grössern Städten durch die Gebäude des Armenwesens haben geben wollen, und eine gewisse, meiner Meynung nach, gar zu unanständige Prahlerey, würde gänzlich wegfallen.

Mit denen Bedienten des Armenwesens geht es auf die nämliche Art. Sie sind viel zu zahlreich, viel zu gut abgefunden, und es ist vielleicht kein Theil der Staatsverwaltung, wo wir in Proportion so verschwenderisch zu Werke gegangen sind. Wir haben nicht bedacht, daß es das Vermögen der Armen ist, wovon uns ein jeder Schilling heilig seyn sollte. So haben wir zum Exempel einem jeden dergleichen Armenhause seine eigene und verschiedene Bediente

diente gegeben, da sie doch mit Recht alle unter der Aufsicht des allgemeinen Armenwesens stehen sollten. Wir haben allenthalben Inspecteurs, und Oeconomen, und Schreiber, und was weiß ich, was alles angesetzt, die im Grunde alle wenig zu thun haben, und dem ungeachtet sowohl in Ansehung des Gehalts, als in Ansehung des Platzes, denen Armen nicht geringen Abbruch thun.

Du aber, den die Vorsehung zu unserer Freude neben den Thron Deines Vaters gestellt hat, erfülle auch unsere Hoffnungen in Ansehung der Armen. Sey ihr Freund und Retter, und verbinde, wie Deine Vorfahren, Gnade mit Gerechtigkeit. Erinnere Dich, daß die Grossen die Schwäche, der Mittelstand den Reichthum, und die Armen die Kraft Deines Landes und die Stärke Deiner Kriegsmacht ausmachen. Erhalte, erziehe sie in ihrer Jugend, pflege und ernähre sie in ihrem Alter, und sie werden mit frohem Muthe Dir ihre besten Tage und ihr goldenes Alter weihen. Untersuche unsere verschiedenen Armen-Einrichtungen, reinige sie von den man-

 cherley

cherley eingeschlichenen Mißbräuchen, mache sie zweckmässiger, und vereinige sie in ein einziges Ganze, welches nach einem ordentlichen, festen und fortdauernden Plane die Versorgung der Armen übernimmt. Laß Dich nicht, wie Friederich der Vielgeliebte, verleiten, Verschwendung und Pracht mit Armen-Anstalten zu verbinden; sondern wirke im Stillen, wirke unbemerkt, aber unaufhaltbar, fest und sicher. Schütze und sichere ihr Vermögen auch in der Anwendung, daß das Gebeth und der Dank der Armen den Segen des Höchsten bey Deinen wichtigen Unternehmungen über Dich herabrufe, und die späteste Nachwelt Dich als den Vater des Vaterlandes verehre.

III.

Von der Stadt-Wirthschaft.

Dörfer und Städte sind dem Staate gleich nothwendig, und beyde tragen gleich zu der Vermehrung der Einwohner, zu dem Umlaufe des Geldes, und zu dem Glücke des Ganzen mit bey. Die Dörfer erzielen die verschiedenen rohen Producte und Materialien; die Städte verarbeiten sie, geben ihnen einen grössern Werth und eine grössere Vollkommenheit, und bringen sie nachher durch Umsatz in- und ausserhalb Landes wieder in Umlauf. Beyde stehen daher auch in genauer Verbindung mit einander, arbeiten einander in die Hände, und beyde vermehren die Menge der glücklichen Bewohner, und den Umlauf des baaren Vermögens im Staate. Jene überhaupt ernähren und erhalten den Staat, diese machen ihn reich und mächtig.

Die Städte erfordern zu der Verarbeitung und dem Umsatze der verschiedenen rohen Producte einen weit geringern Umfang, aber eine weit grössere Menge der Hände, als die Dörfer zu der Erzielung derselben; und daher ent-

halten

halten auch die Städte in einem kleinen Bezirke eine weit grössere Anzahl der Bewohner. Sie machen die hauptsächlichste Bevölkerung mancher Staaten aus, und haben oft nicht allein gewußt, ihren eigenen Producten den größten nur möglichen Werth zu geben, sondern soggr die Producte nachlässiger und träger Nachbarn an sich zu ziehen, zu verarbeiten, und mit dem vielleicht beträchtlichen Gewinne der Verarbeitung und des Handels in andere Länder wieder zu verbreiten. So macht es zum Exempel Holland. Holland, in Ansehung seiner Lage äusserst traurig, auf der einen Seite Sand, auf der andern Morast, hat im Grunde nur sehr wenige und geringe eigene Producte; allein es hat durch den Fleiß und durch die Thätigkeit seiner Bewohner gewußt, unsere und anderer Länder Producte sich zuzueignen und zu verarbeiten, und dadurch seinen Städten ein so beträchtliches Uebergewicht über die Dörfer zu geben. Fast alles ist hier Stadt-Nahrung oder Fabriken und Handel. So holen sie noch jährlich den Rabsaat unserer Westküste, und verlegen uns dagegen mit Oehl und Seife; so ver-

schaffen

schaffen sie sich unsere Lumpen, alles Verboths der Ausfuhr ungeachtet, und verlegen uns dagegen mit den mehresten und feinsten Arten des Papiers, die uns zuverlässig weit mehr kosten, als alle unsere ausgeführte Lumpen einbrachten. Auf die nämliche Art erhalten sie die Wolle aus verschiedenen Gegenden, und versorgen solche wieder mit Tüchern und wollenen Waaren mancherley Art. Durch diese Verarbeitung, Umsatz und Transport der verschiedenen Waaren haben Hollands Städte so beträchtlichen Umfang gewonnen, und sie sind es, welche Hollands Stärke und Hollands Reichthum enthalten. Allenthalben sieht man auch die unzählige Menge der Mühlen und Anlagen zu der Verarbeitung der vielen rohen, auswärts aufgekauften Materialien. In England geht es beynahe auf die nämliche Art. England hat zwar eine weit grössere Menge und auch weit ansehnlichere Producte, als Holland; allein dem ungeachtet haben doch auch hier die Städte in den neuern Zeiten ein beträchtliches Uebergewicht erhalten. Englands eigentlicher Bauernstand hat durch die in den letzten Zeiten ein-

gerichteten grossen Bauer-Güter sowohl in Ansehung seiner Volksmenge, als in Ansehung seiner innerlichen Stärke verlohren, obgleich die vielen Verbesserungen unbebauter und wüste liegender Felder in Schottland und in den nordlichen Gegenden von England solches einigermassen ersetzen. Die Menge aber der durch die Ausbreitung der Manufacturen und des Handels entweder neu entstandener, oder auch nur vergrösserter Städte, bedeckt den Mangel der Menschen im Baurenstande. Diese sind es, welche die Armeen vollzählig machen, die Flotte bemannen, und die Englands Glück und Englands Waffen in alle Welttheile verbreiten.

Städte nennen wir daher auch bloß diejenigen Oerter, welche durch die Verarbeitung und den Umsatz in- oder ausländischer Producte die Volksmenge vergrössern, und den Umlauf des Geldes vermehren. Alle die übrigen im Gegentheil, welche von der Landwirthschaft oder von der Cultur ihrer Felder und ihres Viehes wie die Dörfer sich erhalten, sind und bleiben Dörfer, wenn sie gleich mit dem Nahmen

men und dem Rechte der Städte, so wie mit einem weitläuftigen Magistrat prangen sollten. Es ist nicht der Nahme, es ist die Verschiedenheit der Geschäfte, welcher den Unterschied zwischen Bürgern und Bauern, zwischen Dörfern und Städten ausmacht.

Die Menge der Städte muß der Menge der zu verarbeitenden Producte, es mögen solche im Lande erzielet, oder aus fremden Ländern angeschafft werden, angemessen seyn. Sie müssen hinreichend seyn, solche alle und gehörig zu bearbeiten; sie müssen aber nicht genöthigt seyn, aus Mangel eigentlicher Stadtnahrung zur Landwirthschaft zurück zu kehren, oder Ackerbau und Viehzucht zu treiben. Zu viel und zu wenig Städte sind vielleicht gleich nachtheilig. Ersteres verdirbt unsere Dörfer, und macht aus guten ansehnlichen und reichen Dörfern elende, kleine, arme und nichts bedeutende Städte. Dieses im Gegentheil verhindert die gehörige Bearbeitung so wohl, wie auch den Absatz selbst unserer eigenen Landes-Producte, und ist auch dadurch der Erzielung der gehörigen Menge derselben entgegen. Es

ist vielleicht kein Land in Europa, welches hierinnen so ausserordentlich gefehlet hat, als eben Dännemark. Wir haben Provinzen, wo die Städte gleichsam auf einander liegen, beynahe alle gar keine Stadtnahrung haben, und den geringen Umsatz der verschiedenen in- und ausländischen Waaren unter den umherwohnenden Bauren selbst zu sehr zersplittern, als daß er sonderlich vortheilhaft seyn könnte. In diesen kleinen Städten befindet sich ein einziger Kaufmann, welcher mit allen nur möglichen Waaren handelt, mit Seidenzeugen und mit Thran, mit Wollenwaaren und mit Brettern, und mit allen übrigen, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen. Er hat den ganzen Handel in seinen Händen, läßt keinen neben sich aufkommen, und führt ein vollkommenes und strenges Monopolium zum äussersten Schaden seiner Mitbürger und der umherwohnenden Landleute. Er bestimmt die Preise, wie es ihm gut deucht, und die Einwohner müssen sie bezahlen, da sie solche sonst nicht ohne grössere Kosten und aus einer weitern Entfernung erhalten können. Er erhandelt zugleich die Hauptproducten der Landleute,

leute, oder die Kornwaaren verschiedener Art, bestimmt auf die nämliche Art ihre Preise, und erhält oft durch kleine den Landleuten gethane Vorschüsse, oder auch durch Credit für verkaufte Waaren eine Art der beständigen von Jahr zu Jahr daurenden Abrechnung, die für den Landmann nichts weniger als vortheilhaft ist. In dem Laufe einiger weniger Jahre ist er auf diese Art im Stande, ein beträchtliches Vermögen sich zu erwerben, ein Landgut vielleicht in der Nachbarschaft sich zu erhandeln, und ein anderer tritt die nämliche Laufbahn an. Mehrere und auffallende Exempel dieser Art finden wir sowohl in Seeland, als in Jütland. Es ist dieses aber eine Art der Stadt-Wirthschaft, welche weder für die Einwohner, noch für den Staat vortheilhaft seyn kann. Sie gründet sich auf ein nachtheiliges Monopolium und auf Unterdrückung seiner Mitbürger, vermindert den Umlauf des Geldes in den verschiedenen kleinen Städten, und verhindert dadurch eine jede Ausdehnung und Verbesserung des Nahrungsstandes. Die mehresten unserer Seeländischen Städte sind indessen von dieser

Art. Welche Stadtnahrung oder welche Verarbeitung und Umsatz unserer Producte hat Slangerup, oder Friedensburg, oder Friedrichsburg, oder Praestoe, oder Ringstedt, und so manche andere dieser Insel? ja selbst Rothschild, Kioege und Slagelse gehören anitzt zu dieser Zahl, denen ihr Stadtrecht nur ein trauriges Andenken ihres vormahligen Flors und ihrer glücklichern Zeiten ist. Wer auch nur einigermassen ihre innere Verfassung kennt, der wird in der That nicht glauben, daß sie ihr Stadtrecht wirklich ihrem Stadtgewerbe zu verdanken, sondern bloß einer unrichtigen Art des Ehrgeizes, welcher es für herrlich hielt, eine ganze Reihe der Städte herrechnen zu können, wenn sie auch noch so arm und elend wären. Aus den grossen und angesehenen Dörfern mußten deswegen Städte werden, wodurch ihre Umstände weit schlechter wurden, als sie vorhin waren. Wir vermehrten durch die verschiedenen Ausgaben der Städte zu der Unterhaltung des Magistrats, zu der Accise, Consumtion, selbst durch eine kostbarere Lebensart ihre Ausgaben, ohne ihre Einnahme zu verstärken;

ken; und es war ja natürlich, daß sie unvermögender werden mußten, als wie sie vorhin waren. Bauren waren sie, Bauren blieben sie, und die mehresten haben in der That grosse Ursache, sich wieder in den vorigen Zustand der Dörfer zurück zu wünschen: denn der eine oder der andere Kaufmann, welcher sie aussaugt, und die wenigen Handwerker, die sich aus Mangel an Arbeit kaum ernähren können, tragen wenig zu ihrem grössern Glück mit bey.

Noch nachtheiliger ist uns die gar zu geringe Menge der Städte geworden. Wir haben ganze und sehr beträchtliche Provinzen, die in Ansehung der Grösse Königreiche ausmachen könnten, in welcher wir keine einzige Stadt, kaum einen Ladungsplatz antreffen, wo wir die erzielten Producten gehörig verarbeiten oder absetzen können. Ißland, Ferroe, Finmarcken haben zum Exempel durch diesen Mangel unendlich gelitten, da ihnen nicht allein die Volksmenge der Städte, welche die Verarbeitung und der Umsatz ihrer eigenen Producte ihnen hätte geben können, entzogen wurde, sondern auch selbst die Menge ihrer Producten dadurch äusserst

verringert. Ohne Aufmunterung, ohne Unterstützung einer Menge verbundener Kaufleute, ohne Aufsicht und ohne Nacheiferung überlassen, deren erster und einziger Gedanke Gewinn ist, Gewinn seyn muß, ist es in der That kein Wunder, wenn ihr ganzer Nahrungsstand zu seiner itzigen Schwäche herabgesunken. Wir haben dieses in den neuern Zeiten auch wohl einsehen gelernt, und die königliche Gnade anitzt mehr aufmerksam und auch mehr wirksam, hat schon alle vormahligen Compagnien und alle Einrichtungen in Ansehung dieser Provinzen gänzlich aufgehoben, ihnen allen einen völlig freyen Handel erlaubt, und die Anlage mehrerer Städte in verschiedenen Gegenden derselben anbefohlen. Mit wahrer Freude sehe ich den ersten und wichtigsten Schritt zu der Wiederherstellung der glücklichen Zeiten in diesen Provinzen geschehen. Es wird indessen doch Zeit und Unterstützung erfordern, ehe sie völligen Gebrauch davon werden machen können. Sie sind zu sehr heruntergekommen, alle Kräfte, Anlagen zu machen, alle Vorschüsse, Unternehmungen zu wagen, fehlen anitzt noch gänzlich, und kaum

wird

wird der bekannte Muth und die Anstrengung der nördlichen Nationen allein hinreichend seyn, sie wieder zu heben. Die gnädige Vorsorge unserer Regierung wird ihnen indessen durch Nachsicht, durch kleine Unterstützungen weiter helfen, und in vielleicht nicht gar langer Zeit werden ihre Städte blühend werden, und wir ihre Schiffe (eine unerhörte Erscheinung) auf mehreren Meeren mit vollen Ladungen eigener Producte segeln sehen.

Nicht allein aber zwischen der Menge der Städte und der Dörfer oder den Producten des Landes sollte eine beständige, bestimmte Proportion seyn, sondern auch zwischen den verschiedenen Städten des Landes selbst. Alle müssen sich erhalten, müssen Nahrung und Umsatz haben; alle Einwohner derselben sind gleich des Königs Unterthanen, und sollten deswegen auch auf eine gleiche Unterstützung Anspruch machen können. Diese sollten deswegen auch allgemein nach den verschiedenen Umständen ertheilt werden, ohne Rücksicht auf die Personen, welche sie verlangen, oder auf den Ort, an welchem sie sich aufhalten, und mit Recht sollte der

Bürger in Rothschild in dieser Absicht die nämliche Hoffnung haben, als der Bürger in Kopenhagen, oder irgend einer andern Stadt im ganzen Lande. Sind sie nutzbar, können sie auf die grössere Aufnahme und Ausdehnung des Gewerbes wirklichen Einfluß haben, so sollte weder der Ort, noch die Personen, einen Gegenstand der Chicane enthalten. Eine jede Vorliebe der Regierung in dieser Absicht muß dem Ganzen allemahl nachtheilig seyn, und es ist in der Welt nichts leichter, als eine oder die andere Stadt auf Kosten aller übrigen Städte und auf Kosten des ganzen Landes zu vergrössern und zu bereichern. Wenn wir die Nahrung und den Umlauf aller übrigen in die Gefässe dieser einzigen leiten, so müssen sie sich natürlicher Weise wohl erweitern; allein gewöhnlich, und ich dürfte fast sagen allezeit, verlieren die übrigen weit mehr, als diese einzige gewinnt. Der Aufwand, die Verschwendung wird ohnedem grösser, manche Nahrungswege gehen zu Grunde, oder werden doch schwächer betrieben, und der Umsatz im Ganzen wird weit geringer, als er nach der Lage und nach der Beschaffen-

schaffenheit der Städte, oder der mancherley Producten des Landes eigentlich seyn sollte. Auf diese Art haben wir es insonderheit mit Kopenhagen gemacht, und Kopenhagen kommt mir beynahe wie Pharaonis sieben magere Kühe vor, die die sieben fetten verschlangen, ohne dem ungeachtet gehörige Festigkeit und Stärke zu erhalten. Unter der Regierung unsers guten, selbst nie prahlenden oder Aufsehen machenden Friederich des fünften fieng der sonderbare Gedanke an uns einzufallen, den wir nachher beständig fortgesetzt haben, zu glänzen, ohne eben zu bedenken, ob es auch vortheilhaft seyn konnte; und Kopenhagen, als die Residenzstadt, die am mehresten in die Augen fiel, sollte deswegen eine Stadt werden, die mit den ansehnlichen in Europa um den Vorzug streiten könnte. Hier mußte deswegen alles hingezogen, alles angehäuft werden. Wir waren nicht zufrieden, es zur Hauptstadt des Landes und zum Sitze des Landesherrn, des Adels und aller überdem sehr erweiterten Collegien zu machen. Wir gaben ihr zugleich die einzige Akademie zweyer Königreiche, die ganze nicht ge-

ringe

ringe Seemacht mit allen dazu gehörigen Anlagen, einen grossen Theil der Landmacht, ja wir legten Kirchen an, die unsere Kräfte überstiegen, und erzwangen Palläste, die nach und nach wieder in Ruinen fallen. Dieses alles war aber noch nicht genug, sondern wir zogen endlich, so viel nur immer möglich war, alle bürgerliche Nahrung nach Kopenhagen. Alle Fabriken und Manufacturen, wenn es nur auf irgend eine Art angehen konnte, mußten von den übrigen Städten hingezogen oder hier neu angelegt werden, wo sie bald, wenigstens zum Theil, nach unendlichen Kosten wieder zu Grunde giengen. Alle Handlungszweige, die groß und einträglich waren, wurden auf Kopenhagen eingeschränkt, oder doch wenigstens für die übrigen Städte sehr erschweret. Der Ost- und Westindische, der Guineische, alle Compagnien, der Handel auf Ißland, Groenland, Faeroe und Finmarcken waren Kopenhagen vorbehalten, ja man gab den Kaufleuten Vorschüsse und Anleihen mancherley Art selbst aus der Bank oder der königlichen Casse, doch nur, wenn sie aus Copenhagen waren. Denen

übrigen

übrigen Städten im Gegentheil erschwerte man alle Anlagen und Einrichtungen, so bald man nur vermuthete, daß solche Kopenhagen einigen Abbruch thun konnten. So gieng es zum Exempel mit der Glückstädter Compagnie, die zuverlässig mit mehrerer Ueberlegung errichtet und auf mehrerm Grunde beruhete, als die mehresten Kopenhagener, und doch verzögerte man die Ausfertigung der Octroy nicht allein lange, sondern man schränkte zugleich den eigentlichen Fond der Compagnie sehr ein.

Was bleibt aber unter diesen Umständen denen übrigen Dänischen Städten übrig? Die Ausfuhr ihrer wenigen eigenen Producten nach Kopenhagen, und ein geringer Frachthandel mit den Waaren der Ostsee. Ich glaube, man hätte sogar gerne, wenns nur möglich gewesen wäre, die wenigen Handwerker aus denen übrigen Städten, der Schneider und Schuster nach Kopenhagen gezogen, um hier alles zu vereinigen. Es ist auch freylich nicht zu leugnen, daß Kopenhagen wirklich volkreicher, grösser und wohlhabender geworden. Wir haben ganze neue Quartiere der Stadt entstehen sehen; Häuser haben

sich

sich in Palläste, und Hütten in Häuser verwandelt. Indessen hat es doch weit weniger zugenommen, als man bey einer solchen Unterstützung hätte erwarten sollen, und es ist noch beständig einer getriebenen Pflanze gleich, die bey jeder Veränderung und bey jedem kalten Winde gleich zu leiden scheinet. Ueberdem hat auch mit Kopenhagens Grösse Kopenhagens Verschwendung zugenommen, und genau diejenige Art der Verschwendung, die uns im Ganzen am allernachtheiligsten geworden, nämlich die Verschwendung mit fremden Waaren. Hierauf gründet sich zum Theil wenigstens die ausserordentliche Höhe unseres Wechsel-Courses. Kopenhagen insonderheit verursacht ihn. Wäre die Nahrung unter alle die übrigen Städte gehörig vertheilt worden, wäre Kopenhagen freylich weniger groß, allein auch unser Wechsel-Cours bey dem geringen Aufwande der kleinen Städte weniger hoch geworden.

Bey einer solchen unrichtigen Vertheilung des ganzen Gewerbes und Umsatzes unserer verschiedenen wirklich nicht unbeträchtlichen Producten ist es in der That kein Wunder, daß die

übri-

übrigen Dänischen Städte nach und nach so gänzlich zu Grunde gegangen sind. Sie sind denen abgezehrten Gliedern gleich, welche nicht mehr gehörig genährt, allmählig einschwinden. Es bleibt ihnen nichts übrig, als die wenigen Handwerker, welche bey der geringen Menge und Armuth der Bürger sehr unbedeutend seyn müssen, einige geringe Branntweins-Brennereyen und ein elender Höckerkram mit denen umherwohnenden Landleuten. Letzterer pflegt gewöhnlich in eines einzigen Kaufmanns Händen zu seyn, der die umliegende Gegend so, wie seine Mitbürger, aussaugt, und muß für die Stadt im Ganzen sehr unbeträchtlich seyn. Hiezu kömmt noch, daß theils der umherwohnende arme leibeigene Bauer nicht im Stande ist, denen Bürgern sonderlichen Absatz und Verdienst zu geben, theils daß aller Verordnungen ungeachtet, das ganze Land mit Tabulet-Krämern und Hausirern mancherley Art, Juden und Christen, aus Hamburg, Lübeck und andern Gegenden angefüllt ist. Diese durchstreichen alle Dörfer, besuchen alle Güter, führen den Ausschuß aller möglichen Fabrik-

Waaren bey sich, die sie äusserst wohlfeil eingekauft und zollfrey eingestohlen haben, erbetteln sich Mahlzeit und Nachtquartier, wo sie etwas verkauft haben, und dringen ihre nichtswürdigen Waaren denen Einwohnern auf. Sie können freylich auch unter diesen Umständen, und da unsere Landleute wenig die innere Güte und den Preiß der verschiedenen Waaren kennen, weit wohlfeiler verkaufen, als unsere Kaufleute in den kleinen Städten, die bürgerliche Lasten tragen, ordentliche Kaufmanns-Waaren führen, die sie überdem größtentheils aus der dritten, vierten Hand nehmen, und doch selbst einen oft unbilligen Vortheil verlangen. Diese Umläufer vermindern dadurch den geringen Verdienst unserer Städte aus dem Umsatze der verschiedenen Waaren unter die benachbarten Landleute äusserst, und schleppen das wenige Geld, welches noch im Umlaufe ist, gänzlich aus dem Lande.

Wunder nehmen können uns deswegen die schlechten Umstände unserer kleinen Städte nicht; allein traurig ist es in der That, daß wir sie in einem für uns so vorzüglichen Jahrhunder-

hunderte so elend haben werden lassen. Wir haben seit dem Schlusse des letzten Nordischen Krieges, seit 1720 im tiefen Frieden gelebt, selbst ohne nöthig gehabt zu haben, wenn wir die kurze Epoche von 1762 ausnehmen, Krieg oder äussere Unruhen zu fürchten. Wir haben die grossen und ausgebreiteten Kriege aller unserer Nachbarn zu Wasser und zu Lande erlebt, wo unsere Flagge, und unsere Flagge allein, auf allen Meeren sicher wehete, insonderheit, da wir zugleich mit allen Raubnestern der Barbarischen Küste, die kleine Fehde mit Algier von 1770 allein ausgenommen, mit wirklicher Aufmerksamkeit Friede und Freundschaft erhalten haben. Die Bearbeitung der verschiedenen Producte, der Umsatz und der Handel mit denselben mußte dadurch natürlich denen übrigen Nationen erschweret werden. Es ist eine Epoche von etwa 60 bis 70 Jahren gewesen, welche wir vorhin nie gehabt und vielleicht auch nie haben werden, und allem dem ungeachtet sehen wir unsere kleinen Städte in Dännemark nicht allein nicht vergrössert, sondern daß sie sogar sehr ansehnlich abgenommen haben. Ihre

Volksmenge ist geringer, und der Umlauf des Geldes kleiner geworden. Handel und Manufacturen haben sich verlohren, Armuth und Unthätigkeit haben sich allenthalben verbreitet, und der Preiß wie die Miethe der Häuser ist äusserst gefallen. Es rührt dieses indessen bloß von der unrichtigen Leitung des Nahrungsstandes her, dessen Theile alle als eine Kette an einander hängen. Landwirthschaft und Stadtwirthschaft gründen sich völlig auf einander und alle die kleinen Verbesserungen, die wir hin und wieder haben einführen wollen, können keinen Einfluß haben, so lange die Einrichtung des Ganzen fehlerhaft ist. Fühlbar sind diese nachtheiligen Einrichtungen unsern kleinen Dänischen Städten gewesen, und fühlbar werden sie ihnen ungeachtet alle derer Verbesserungen, die man gegenwärtig einzuführen sucht, noch lange bleiben. Die Zerstörung der Städte geht viel geschwinder, als die Wiedererbauung und Aufnahme derselben.

Die Nordischen Städte haben sich einigermassen in bessern Umständen erhalten. Ihre geringere Menge, ihre grössere Entfernung von der

der alles verschlingenden Hauptstadt, ein freyer, wohlhabenderer Baurenstand, und eine weit beträchtlichere Menge mancherley Producte, deren Umsatz und Transport man ihnen nicht entziehen konnte, verschafften ihnen Nahrung und Wirksamkeit. Die mehrern der südlichen Provinzen erhalten sich vorzüglich von dem wichtigen Bretterhandel, dem Ausschiffen des Eisens, Allauns und dem Bearbeiten der Silbergruben bey Kongsberg. Der Bretterhandel ist der wichtigste Theil ihrer Nahrung. Die ganze Gegend ist mit Sägemühlen angefüllt, die ihre Baum-Stöcke aus den innern Gegenden durch Hülfe des Flossens auf den Strömen erhalten, welche alsdann durch die verschiedenen See-Städte geschnitten ausgeführt werden. England nimmt die mehresten und besten der Nordischen Bretter, wodurch die innige Gemeinschaft Norwegens mit England entstehet, und die hieraus entstehenden Englischen Wechsel sind es, welche unserm gesunkenen Wechsel-Cours noch einigermassen zu Statten kommen. Die Eisengruben sind nicht weniger wichtig, nur Schade, daß die Höhe des Arbeitslohnes,

 so

so wie der hohe Preiß der Kohlen bey der mehr und mehr einreissenden Abnahme der Waldungen das Nordische Eisen zu theuer macht. In Ansehung der innern Güte könnten wir es freylich wohl mit dem mehresten Schwedischen aufnehmen; allein ihre inländische Lage erlaubt denen Bewohnern keinen andern Nahrungszweig, und die noch überflüssige Menge der Waldungen, die nicht wohl anders genutzt werden können, verschafft ihnen wohlfeilere Kohlen, wodurch der Preiß des Schwedischen Eisens geringer ist, und uns beynahe von allen ausländischen Märkten mit unserm Eisen gänzlich verdrängt hat. In Rußland ist beydes noch mehr der Fall, und Rußland dürfte vielleicht in kurzer Zeit das Schwedische Eisen ausschliessen, so wie das Schwedische das Nordische schon lange ausgeschlossen hat. Die Nordischen Eisenwerke sind indessen doch wichtig, da wir ihnen durch Verordnungen den inländischen Absatz, oder den alleinigen Verkauf ihres Eisens in Dännemark und Norwegen vorbehalten haben. Warum die Herzogthümer hievon ausgenommen sind, und warum es diesen erlaubt ist,

sich

sich des Schwedischen vielleicht etwas wohlfeilern Eisens zu bedienen, ist mir nicht mit Gewißheit bekannt, da ich doch überzeugt bin, daß Norwegen im Stande wäre, auch die Herzogthümer überflüssig mit dieser Waare zu verlegen. Vermuthlich gründet es sich noch auf die alten Einrichtungen, und auf die vormahlige genauere Verbindung der Herzogthümer mit Schweden, die zwar in den neuern Zeiten gänzlich aufgehört, deren Wirkungen aber doch noch hin und wieder fortdauern. Das Allaunwerk bey Christiania, so wie die Ausfuhr des Allauns, ist wohl von keiner sonderlichen Bedeutung, aber um so vielmehr die Bearbeitung der Silbergruben bey Kongsberg. Diese bringen jährlich etwa 3—400000 Reichsthaler in Umlauf, welche sich geschwinde durch die mannigfaltigen Waaren, welche Kongsberg wegen seiner hohen und unfruchtbaren Lage bedarf, in die umherliegenden See-Städte vertheilen, und zwar hauptsächlich durch den für die kleinen Städte so wichtigen Kleinhandel. Das bey Modum angelegte Kobald-Werk kann vielleicht auch mit der Zeit beträchtlich werden. Jtzt

kenne ich den Zustand desselben wenig; allein 1778, wie ich es auf meiner Reise nach Norwegen sahe, war es in der That kein Wunder, wenn es seines grossen Reichthums an Erz ungeachtet, sehr ansehnliche Kosten verursachte.

Die geringere Zahl der nördlichern Städte Norwegens leben insonderheit von den Fischereyen. Die Nordsee ist unendlich reich, und der ergiebigste, fast einzige Nahrungszweig der ganzen Küste besteht in dem Fange der grössern und kleinern Fische und Seethiere mancherley Art, welche hernach durch die See-Städte ausgeführt und verhandelt werden. Aeusserst wichtig ist dieser Nahrungszweig, und er könnte gewiß durch eine genauere Kenntniß der Natur und Eigenschaften der Fische, durch eine verbesserte Einrichtung des Fanges und der verschiedenen dabey brauchbaren Werkzeuge, so wie durch eine vorzüglichere Behandlung der Fische selbst noch weit wichtiger werden, insonderheit wenn eine etwas grössere Freyheit des Fischhandels, so wie mit Vorsicht ausgetheilte Vorschüsse und Prämien ihm hin und wieder zu Hülfe kämen.

Ausser diesem wichtigen Umsatz der verschiedenen Fischwaaren und See-Producte, wozu noch etwas weniges an Pelzwaaren mancherley Art, an Eider-Dunnen kömmt, haben die nördlichen Städte Norwegens noch die Ausfuhr des Kupfers von Roeraus, Meldahl und einigen andern umliegenden Werken, die sie wieder mit Lebensmitteln und andern nöthigen Waaren verlegen. Beträchtlich ist diese Kupfer-Ausfuhr noch immer, obgleich die Bearbeitung dieser Werke, theils wegen der grössern Tiefe der Gruben, theils wegen der mehr und mehr abnehmenden Menge der Kohlen, theils aber auch wegen der in den letzten Jahren so ansehnlich gefallenen Kupferpreiße beschwerlich zu werden anfängt. Die neuen Englischen so genannten Angleseaischen Kupferwerke liefern eine so ausserordentliche Menge des Kupfers, daß sie die Preiße nicht allein sehr heruntergesetzt haben, sondern überdem noch mancherley Mittel anwenden, um sich nur den gehörigen Absatz zu verschaffen.

Durch diese wirklich beträchtliche Menge der Producten haben sich die Nordischen Städte

in einigem Flor erhalten, obgleich unsere verschiedenen Handels-Einrichtungen sie nicht wenig gedrückt haben. Die Einschränkung des Kornhandels ist ihnen unter andern sehr beschwerlich gewesen. Wir haben sie in dieser Absicht, wenigstens die südlichen Städte, auf Dännemark und die Herzogthümer eingeschränkt, wodurch ihnen so oft die Rückfrachten aus der Ost-See gefehlt. Es war überdem eine Unbeständigkeit in diesem Handel, die alle Speculationen der Kaufleute in Ansehung der Kornwaaren hinderte, und Norwegen so oft dem erkünstelten Mangel und einem drückenden Hunger aussetzte. Die Erschwerung des Handels auf unsern Westindischen Inseln hat ihnen gleichfalls nicht geringen Schaden verursacht. Sie konnten ihn mit Vortheil, vielleicht selbst mit mehrerm Vortheil als Kopenhagen, treiben, und er war ihnen zu der Anschaffung des rohen Zuckers für ihre Zucker-Raffinaderien noch nothwendiger; allein diese suchte man eben durch eine solche Einrichtung, wie durch verschiedene andere Unternehmungen, gänzlich zu Grunde zu richten, um Norwegen zu zwingen,

seinen

seinen Zucker aus Kopenhagen zu holen, wo er wegen der Grösse der Stadt, der Kostbarkeit und Verschwendung, der Lebensart, der Häuser und der Feurung, in einem höhern Preiße seyn mußte. Die gänzliche Sperrung endlich des Handels auf Finmarcken, Faerroe, Island und Groenland, wozu die Lage und Nachbarschaft insonderheit Norwegens Städte einladet, mußte ihnen gleichfalls nachtheilig seyn. Die vormahlige innige Gemeinschaft zwischen diesen Provinzen, die beyden so wohlthätig war, hatten wir gänzlich aufgehoben, um Compagnien zu unterstützen, die diese Gegenden nach Gefallen zu Grunde richteten. Der nachdenkenden Gnade unsers Prinzen haben wir es zu verdanken, daß endlich diese Bande gelöst, und der Handel auf diese Colonien, so wie für die übrigen Provinzen, so auch für Norwegen völlig frey gegeben worden, daß gleichfalls Norwegens Kornhandel wieder völlig frey und sicher geworden, und seiner Gnade werden wir mit der Zeit auch die völlige Freyheit des Westindischen Handels zu verdanken haben. Die Einschränkung desselben gründet sich, wie alle übri-

gen Einschränkungen, auf Privat-Eigennutz, und kann nicht anders, als dem Ganzen nachtheilig seyn, indem es die völlige Ausdehnung dieses Handels so gänzlich hindert. Die Freude unserer Normänner über die beyden ersten brach mehr wie einmahl bey seiner Anwesenheit unter ihnen in ein lautes Freudengeschrey aus, und letzterer würde es zuverlässig auch etwas vermehrt haben.

Auch die verschiedenen Städte der beyden Herzogthümer haben sich weit besser erhalten, als die Dänischen, ob sie gleich das lange nicht sind, was sie nach ihrer herrlichen Lage und nach den vielen glücklichen Umständen hätten seyn können und sollen. Ein zum Theil wenigstens freyer, wohlhabender, fast reicher Bauernstand verschafft ihnen Absatz der verschiedenen Waaren sowohl der Kaufleute, als auch der Handwerker, verschafft ihnen Producte zum ausländischen Handel, und vergrössert durch beydes den Umlauf des baaren Geldes. Mancherley Vorrechte und Privilegien der Herzogthümer, worauf sich ein freyerer Nahrungsstand gründet, erlaubt zugleich denen Specu-

latio-

lationen der Kaufleute ein offeneres, sichereres Feld, und manche Fabriken, die nach und nach durch sich selbst entstanden sind, und sich durch Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit erhalten und ausgebreitet haben, vermehren die Volksmenge und den Wohlstand der Städte in den Herzogthümern. Hiezu kömmt noch eine geringere Menge der Abgaben, wie die Accise, die Consumtion, und vielleicht einige wenige andere mehr, so wie auch geringere und weniger strenge Zölle. Sie haben durch erstere mehr gewonnen, durch leztere weniger verlohren, und haben sich daher auch in einem weit grössern Wohlstande erhalten, wenn gleich die eingeführte Kopfsteuer der neuern Zeiten ihnen schwer genug gefallen, und für die armen Bewohner der Städte drückend genug geworden*).

Es ist indessen nicht zu leugnen, daß manche unserer Einrichtungen gleichfalls die Aufnahme unserer Holsteinischen Städte sehr zu-

rückge-

*) In einem der nächsten Stücke werde ich Gelegenheit haben, ausführlicher von dem Einflusse unserer verschiedenen Abgaben auf den Nahrungsstand überhaupt zu handeln.

rückgehalten haben. Hieher rechne ich erstlich die gar zu ansehnliche Grösse unserer Landgüter. Die Menge ihrer Producte ist so beträchtlich, daß die kleinen Städte der Herzogthümer ihnen keinen Markt zum Absatz derselben verschaffen können, sondern alles wird von den Gütern selbst gleich auf Hamburg und Lübeck geliefert. Die Butter, die verschiedenen Arten des Getreides, selbst die Fische gehen nicht durch die Mittelhand unserer kleinen Städte aus dem Lande, sondern unmittelbar auf Hamburg und Lübeck. Bey denen Holsteinischen Städten, welche diesen Reichsstädten näher liegen, ist dieses insonderheit der Fall, und sie verlieren den Umsatz mit den eigenen Landes-Producten gänzlich, der sie doch eigentlich erst in Stand setzen sollte, grössere und wichtigere Geschäfte zu unternehmen. Die Kaufleute in Hamburg und Lübeck sind ansehnlicher, haben mehrern Credit, stehen mit den Gutsbesitzern, Pächtern, Verwaltern und Holländern in mancherley Verbindungen, geben oft beträchtlichere Vorschüsse, als die Kaufleute der kleinen Städte zu thun im Stande sind, und haben dadurch

den

den ganzen Handel und Umsatz mit den Producten unserer Landgüter an sich gezogen. Im Herbste bestimmen sie die Preise des Getreides, der Butter, der übrigen Waaren, und unsere Gutsbesitzer sind genöthiget, sie für diese Preiße hinzugeben, da sie in mancherley Arten der Abrechnung mit ihnen zu stehen pflegen. Dieß scheint mir eine der wirksamsten Ursachen zu seyn, warum die kleinern Städte in Holstein alle weit schlechter und nahrloser sind, als die Schleswigschen, oder wie diejenigen, welche an den Marschen liegen, wo die grossen Güter gleichfalls nicht Statt finden. Lütgenburg, Neustadt, Oldenburg, Heiligenhafen, Plön, Braemstedt, und andere mehr der Ostküste, die kein eigenes und besonderes Gewerbe haben, sind in den elendesten Umständen, ob gleich verschiedene derselben, wenigstens in Ansehung der vorzüglichen Lage, der Fruchtbarkeit und des Reichthums der umliegenden Gegend, selbst des vorzüglichen Hafens auszeichnende Bequemlichkeit zu haben scheinen. Der Umsatz mit den Producten der Nachbarschaft, der erst Geldumlauf bewirken sollte, ist ihnen gänzlich entzogen.

zogen. Bey der Zertheilung oder so genannten Parcelirung der Güter gewinnen daher auch die umliegenden Städte augenscheinlich. Die Volksmenge wird grösser, die Menge der Producten jedes einzelnen Landmannes wird den Kräften der Kaufleute in den kleinen Städten mehr angemessen, wenn gleich die Summe aller wirklich grösser wird. Sie werden alsdann kein Gegenstand für den Grossirer in Hamburg, sondern er muß sie erst durch die Kaufleute unserer Städte aufkaufen und senden lassen, und er erhält sie, wie es sich eigentlich gehört, durch die Mittelhand unserer eigenen Städte. So geht es auch in unsern Marschen, so geht es im Schleswigschen. Unser Rabsaat, unser Weitzen, unsere übrigen Producte gehen erst durch unsere Städte, ehe und bevor sie nach Holland ausgeführt werden. Ueberdem gewinnen die Städte auch bey der Parcelirung auf der andern Seite durch die vergrösserte Volksmenge, indem dadurch der Umsatz der verschiedenen Waaren der Handwerker und Kaufleute so viel stärker wird.

Zu denen für die Aufnahme unserer Städte nachtheiligen Einrichtungen gehöret zweytens die Zollfreyheit der so genannten Privilegirten, oder des grössern Theils derjenigen, welche Aufwand oder Geldumlauf zu bewirken im Stande sind. Hieher gehört der ganze Adel, die übrigen Gutsbesitzer alle, die Lehrer der Akademie, mehrere angestellte königliche Bediente, die so genannten octroyirten Käge, und manche andere aus verschiedenen Ursachen und mancherley Privilegien. Traurig aber für unsere Städte ist in der That die Folge dieser Gerechtsame, die ihren gänzlichen Ruin nach sich zieht. Die grossen, ungetheilten Güter entzogen ihnen die Producte der umliegenden Gegend zum auswärtigen Absatze. Die Zollfreyheit der Privilegirten auf der andern Seite entzieht ihnen den Absatz der auswärtigen Waaren an den grössern und reichern Theil ihrer Mitbürger. Wenig kann ihnen daher auch nur übrig bleiben, da die beyden größten Quellen, wodurch sie sich zuerst heben sollten, so gänzlich verstopft sind. Alle diese Privilegirte kaufen nichts in unsern Städten, sondern alles kömmt von Hamburg

2.

und

und Lübeck. Ihren Wein, Zucker, Caffee, Thee, Mobilien aller möglichen Art, ja sogar ihre Kleidungsstücke erhalten sie völlig verfertiget eben daher. Die Kaufleute in Hamburg senden ihnen Proben von Tüchern und Seidenzeugen, und lassen sie nach dem einmahl denen Schneidern gegebenen Maasse machen, ja ich dürfte sagen, daß mehrere der angesehensten Familien sind, welche bey keinem Kaufmanne der Stadt, in oder bey welcher sie wohnen, eine Elle Band zu kaufen gewohnt sind. Daher kömmt es auch, daß ungeachtet des Aufsehens und Lärmens, welchen unser Adel durch Gastereyen, durch Bälle, durch Reiten und Fahren verursacht, der Umlauf des Geldes, welchen er in denen Städten, wo er ansässig ist, bewirkt, äusserst geringe ist. Die Lebensmittel aller möglichen Art bringen sie von ihren Gütern, selbst nicht einmahl der geringe Gewinn des Holzhackens und Brodtbackens wird den Einwohnern der Städte zu Theil, und die übrigen benöthigten Waaren, der Kleidung, der Mobilien, des Weins, und wie sie Nahmen haben mögen, werden alle aus Hamburg oder

Lübeck

Lübeck verschrieben, weil sie solche ohne Bezahlung des Zolles einführen dürfen, welche jeder Kaufmann von seinen Waaren bezahlen muß. Manchmal haben unsere Kaufleute freylich darum angesucht, eine Vergütung des Zolles für diejenigen Waaren zu erhalten, welche sie beweislich an Zollfreye verkauft haben, um dadurch doch wenigstens einige Gleichheit mit den ausländischen Kaufleuten ihnen zu verschaffen; allein nie hat man ihnen dieses, wegen des Unterschleifes, der daraus entstehen könnte, bewilligen wollen, wodurch der ganze Absatz der Zollfreyen denen verschiedenen ausländischen Städten völlig gesichert ist. Schwer wird es daher auch unsern Kaufleuten, sich zu erhalten, da ihnen eben der Absatz entzogen ist, welcher ihren Handel ausgebreitet und vortheilhaft machen sollte. Wir sehen aber auch, wie die Hamburgischen Kaufleute im Umschlage kommen, und die Gelder und Revenüen unsers Adels und anderer Zollfreyen abholen und mit nach Hamburg schleppen, und nicht allemahl sind sie zu der Bezahlung völlig hinreichend, wodurch eine Art der Abrechnung entsteht, welche natürli-

cher Weise weder ihnen noch dem Staate vortheilhaft ist. Einiger Schleichhandel entsteht auch wohl durch diese Art der Zollfreyheit. Von denen Herrschaften selbst sollte man es sich freylich kaum denken, daß sie entweder verbotene Waaren zu ihrem eigenen Gebrauche, oder zollbare zum Gebrauche anderer einführen würden, obgleich auch dieses gar wohl möglich ist; aber von ihren Bedienten ist es wohl manchmal der Fall. Von geringer Bedeutung ist indessen doch wohl diese Art des Schleichhandels, da er bey uns überdem so leicht und so unbändig groß ist, und die Hamburger Kaufleute überflüssige Mittel wissen, ihre verbotenen und zollbaren Waaren heimlich einzuführen, und solche, in welchem Flecken des Landes wir es verlangen, uns zu liefern.

Zu wünschen wäre es deswegen in der That, daß dieses Vorrecht der Zollfreyheit zum Besten der Städte und des Ganzen einigermassen könnte eingeschränkt werden, und unser Adel hat ohnedem der Vorrechte so viele, daß er wohl aus freyen Stücken ein dem Staate so nachtheiliges Recht aufzugeben sich entschliessen könnte.

könnte. Der Staat verliert nicht allein die beträchtlichen Revenüen aus dem Zoll-Regale, sondern die Städte verlieren den Umlauf des Geldes, welcher sie im Wohlstande erhalten und ihnen Gelegenheit geben sollte, ihr Gewerbe zu erweitern. Der Gewinn, welchen ihnen die Zollfreyheit im Grunde verschafft, ist auch wirklich weit geringer, als die mehresten glauben. Das Postgeld, Fracht, Commissions-Gebühren, und andere kleine Ausgaben, die die Hamburger und Lübecker Kaufleute so meisterhaft in Anschlag zu bringen wissen, wiegen die Zollabgaben wohl fast auf, wenigstens dürfte der Unterschied nicht sehr beträchtlich seyn, die vielen Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten in Ansehung der Eidscheine nicht einmahl zu rechnen. Sollte ja die Zollfreyheit Statt finden, so sollte es doch bloß für diejenigen seyn, welche ihre Waaren aus der ersten Hand nehmen, ihre Weine aus Bordeaux, ihre Seidenzeuge aus Lyon, oder ihre wollenen Tücher aus Aachen, und so weiter. Theils würde solches die Zollfreyheit überhaupt vermindern und unsern eigenen Kaufleuten Um-

satz und Verdienst verschaffen, theils würde es den unglücklichen Zwischenhandel der Hamburger und Lübecker Kaufleute, welcher der Abgrund ist, der unser baares Vermögen verschlingt, beträchtlich einschränken. Sollten indessen die übertriebenen Vorrechte, die dem Staate so nachtheilig sind, ohne dem ungeachtet den Besitzern derselben einen proportionirlichen Gewinn zu verschaffen, einzuschränken Bedenken finden, wäre es vielleicht vortheilhafter, die Zölle gänzlich aufzuheben, sie allen Einwohnern zu erlassen, als eben den Theil damit zu verschonen, der sie in Ansehung seiner Vermögens-Umstände am besten bezahlen, und durch den sie etwas eintragen würden. Der Handel und die Aufnahme unserer Städte würde unendlich dabey gewinnen, und die geringen Revenüen, welche nach der itzigen Einrichtung des Zollwesens in den Herzogthümern aus den Zöllen fliessen, liesse sich wohl auf eine andere und proportionirlichere Art aufbringen. Ich bin selbst überzeugt, daß die Städte sie mit Vergnügen übernehmen würden.

Zu denen unsern Städten Nachtheil bringenden Ursachen gehört drittens der unbändige Schleichhandel. Er ist zu einer solchen Höhe gestiegen, daß kein Kaufmann in Hamburg oder Lübeck Bedenken tragen wird, die verbotenen oder zollbaren Waaren an einen jeden Ort im ganzen Lande, wo es nur verlangt wird, zu liefern. Unser Land ist allenthalben offen, fast allenthalben Küste, voller Meerbusen und Landungs-Plätze, die den Schleichhandel unendlich erleichtern, unsere Gemeinschaft überdem mit Hamburg und Lübeck so innig und die Kunstgriffe der Kaufleute so mannigfaltig, daß die in den neuern Zeiten eingeführten Einrichtungen gegen den Schleichhandel wenig oder nichts gefruchtet haben. Sie können es aber auch um soviel weniger, da wir durch eine mir unbegreifliche Nachlässigkeit verstattet haben, alle nur mögliche selbst gänzlich verbotene Waaren allenthalben und öffentlich im Lande zu verbrauchen. Selbst bey Hofe und unter den Augen unsers Monarchen und unsers Prinzen, entblödet man sich nicht, durch mancherley Arten der verbotenen Waaren Aufsehen zu erregen. Sie

finden selbst da ihre Liebhaber und Abnehmer; und was Wunder denn, wenn sie auch in denen Provinzen gesucht werden. Sogar das Beyspiel unsers Friederich des fünften, unsers itzigen Kronprinzen, ist in dieser Absicht nicht hinreichend gewesen; ihr einmahl darüber bey Hofe bezeigtes Mißfallen würde vermuthlich wirksamer seyn. Unsere Städte leiden indessen doppelt dabey: theils wird denen Kaufleuten durch die grössere Wahl und durch die geringern Preiße heimlich eingeführter Waaren der geringe Umsatz unter denen Bürgern und Landleuten noch mehr geschmählert, den ihnen sonst die Zollfreyheit übrig ließ; theils werden unsere wenigen Fabriken der Herzogthümer schwer dadurch gedruckt. Es sind doch deren einige, welche die Unterstützung der Regierung verdienen. Die Tonderschen Spitzen zum Exempel leiden durch das heimliche Einbringen der Brabanter Spitzen, der Blonden, und anderer dergleichen Erfindungen mehr. Die Zucker-Raffinaderien, die Oehlmühlen, die Seifensiedereyen, Papiermühlen, und anderer dergleichen Verarbeitungen unserer eigenen Lan-

desproducte werden durch die öffentliche und heimliche Einfuhr der fremden Waaren dieser Art unterdrückt. Freylich ist es wahr, daß diese letztern noch nicht zum gänzlichen Verlag des Handels hinreichen; allein bey einer gehörigen Unterstützung würden sie ihr Gewerbe bald weiter auszudehnen im Stande seyn. Wir haben Rapsaat genug im Lande, den wir alle Herbste nach Holland ausführen, so wie unsere Holsteinischen Lumpen, alles Verbots ungeachtet, zum grossen Nachtheil der Papiermühlen, zu ganzen Schiffsladungen über Hamburg nach England ausgeschifft werden, wogegen wir Oehl, Seife und Papier, wenigstens die feinen Arten desselben, aus allen Gegenden verschreiben.

Auch hat viertens die Verwirrung unserer Münze unsern Holsteinischen Städten nicht geringen Nachtheil zugefügt. Es ist die Münze der eigentliche Maaßstab der Waaren und die Stütze des Handels, und ist dieser wankend und veränderlich, so muß Handel und Wandel es natürlicher Weise auch seyn. Unsere Münze aber hatte einen doppelten Fehler, theils war der Münzfuß an und vor sich selbst

nicht der vortheilhafteste, theils war zu ungleich ausgemünzt, oder die verschiedenen Arten unserer Münze hatten in der Folge einen ungleichen Werth angenommen. Wir haben, aber gewiß mit Unrecht, den schweren Münzfuß beybehalten, da im Gegentheil alle unsere Nachbarn jenseits der Elbe den leichten, oder den so genannten Louis d'or-Fuß angenommen haben. Der Unterschied beträgt etwa 12-13 Procent, der uns zur Last fällt. Die Teutschen sind hiedurch im Stande, wohlfeiler zu leben und wohlfeiler zu arbeiten, wodurch ihre Fabriken und Manufacturen ein Uebergewicht über die unsrigen erhalten haben. Der gemeine Mann, der nur mit geringen Summen zu thun hat, richtet sich beständig nach dem nominellen Werthe, nie nach dem innern Werthe der Münze, wovon er keinen Begriff hat, wenn gleich der Unterschied nicht unbeträchtlich, und daher erhält auch der Teutsche der inländischen Waare so viel für seinen Thaler, wie für den unsrigen; und diese inländischen Waaren sind es, welche auf die Fabriken den größten Einfluß haben. Nicht allein aber erschwert diese schwerere Münze die

Anlage

Anlage der Fabriken und Manufacturen durch höhere Preiße, sondern sie ist uns auch selbst beym Einkaufe der Waaren nachtheilig. Wäre unser Handel ein völlig eigener Handel, das ist, nähmen wir unsere Waaren alle aus der ersten Hand, dann würde durch unsere Kaufleute der Unterschied zwischen leichtem und schwerem Gelde in Betrachtung kommen, und das Land keinen weitern Schaden darauf leiden; allein dieß ist bey uns der Fall nicht. Der größte Theil der uns nöthigen Waaren geht durch die Mittelhand der Hamburger und Lübecker, und diese berechnen uns die nämlichen Summen in schwerem Gelde, die sie in leichtem bezahlt haben, oder wofür ich sie in ganz Teutschland in leichtem kaufen kann. Sie bleiben bey dem nominellen Werthe der Münze stehen, weil sie ihnen vortheilhaft und wobey unsere Einwohner ansehnlich verlieren. So verkauft zum Exempel unser Buchführer mir seine Bücher für die Preiße in schwerem Gelde, für die ich sie über ganz Teutschland in leichtem haben kann; und auf die nämliche Art geht es uns mit denen mehresten übrigen Waaren.

Die Ungleichheit unserer verschiedenen Münz-Arten, wovon kaum eine der andern nach dem innerlichen Werthe gleich ist, war uns gleichfalls lästig, und die gar zu überflüssige Menge derselben machte sie für uns noch beschwerlicher. Die übertriebene Menge der Dänischen Banco-Zettel hatte das baare Geld beyder Königreiche nach den Herzogthümern und nach Hamburg gebracht, und obgleich die bessern unserer Münz-Sorten fleissig in den Tiegel giengen, so war doch der Ueberfluß derselben noch immer so groß, daß es über die Gebühr gegen Hamburger Banco fiel, insonderheit in den letzten Jahren, in welchen sich die Dänischen Banco-Zettel auch in denen Herzogthümern zu verbreiten anfiengen. Die Menge der Schillinge oder des so genannten kleinen Courants war insonderheit unendlich. Durch einen etwas grössern Vortheil beym Ausprägen hatte man sich bewegen lassen, das ganze Land damit zu überschwemmen, so daß wir genöthiget waren, es oft in grossen Zahlungen in Hamburg anzuwenden, da es doch eigentlich, schlechter ausgemünzt, nur als Scheidemünze hätte dienen sollen. Die

Hamburger bestimmten daher gleich einen Cours auf unsere Scheidemünze gegen ihr Banco-Geld, und unsere Kaufleute, welche nach Hamburger Banco bezahlen mußten, verlohren allemahl auf ihre Münze, weniger auf unser ordentliches Geld, mehr auf unser klein Courant. In allen Hamburger Zahlungen im Gegentheil kehrte beydes wieder für voll zu uns zurück, da die Bezahlung aller unserer Producte beständig nach blossem Courant angesetzt ward. Hiezu kam noch die unendliche Menge der Banco-Zettel, womit wir in den neuern Zeiten, theils aus der königlichen Casse, theils durch die vergrösserte Verbindung mit Kopenhagen überschwemmt worden, und deren Werth gegen Hamburger Banco sowohl niedrig als äusserst schwankend war. Sie waren zwar in den Herzogthümern, wenigstens nach den Verordnungen, keine eigentliche Landesmünze, der Landesherr selbst nahm sie nur zum Theil in seine Cassen; allein durch die Verbindung mit Dännemark erhielten sie, insonderheit im Schleswigschen, doch eine Art des Umlaufes, der aber ungewiß, unbestimmt, und bald mit mehrerm, bald mit

wenigerm Verlust verbunden war. Die Kaufleute in denen Städten waren oft genöthiget, sie anzunehmen, wenn sie ihre Waaren verkaufen wollten, oder wenn sie Zahlungen für verkaufte Waaren einforderten, und doch konnten sie nicht allemahl die Preiße ihrer Waaren nach einem Cours der Banco-Zettel bey der Bezahlung ansetzen, der so häufig von dem Cours bey dem Einkauf verschieden war. Hamburg war der allgemeine Mittelpunct, und Hamburger Banco der ordentliche Maaßstab aller dieser verschiedenen Geldumsätze, bey welchen unsere Städte und unsere Kaufleute nothwendig zu kurz kommen mußten.

In den neuesten Zeiten haben wir freylich diese verschiedenen nachtheiligen Folgen einer unrichtigen Münz-Einrichtung wohl eingesehen, und suchten solche durch die neue eingeführte Species-Münze zu heben, allein nicht mit völligem Erfolge. Durch die grössere Einschmelzung und Verwandlung des alten groben Courants in neue Species ist es seltener geworden, und hat wieder seinen eigentlichen wahren Werth gegen Hamburger Banco angenommen, und

ob

ob es gleich verrufen nicht mehr Landesmünze ist, so ist es dem ungeachtet in völligem Umlaufe, weil wir beständig an Hamburg zu bezahlen haben, wo es nach seinem völligen Werthe gilt. Die sonst fast unendliche Menge der Dänischen Schillinge ist auch im Holsteinischen mit nicht unbeträchtlichem Schaden der Unterthanen fast gänzlich verschwunden, so daß wir uns sogar genöthiget gesehen haben, den Hamburger, Lübecker und Mecklenburger Schillingen bey uns den Umlauf zu gestatten, um uns im Kleinhandel aus einander zu setzen, die doch nicht besser, als die unsrigen. In den nördlichen Gegenden des Schleswigschen im Gegentheil sind sie, ob gleich verrufen, noch in vollem Umlaufe. Die Flensburger, Sonderburger und anderer Städte Kaufleute bringen sie wieder aus den Königreichen für die hingebrachten Producte zurück, und dringen sie den Armen, denen Handwerkern und Bauren in der Bezahlung auf. Diese verlieren äusserst dabey, da die Reichen wohl wissen ihre Bezahlung in neuem Gelde zu fordern, oder auch die Preiße ihrer Waaren nach Schillingen anzusetzen.

setzen.

setzen. Das neue Species-Geld dagegen ist noch immer selten, und hat daher auch einen beträchtlich höhern Werth, als Hamburger Banco, angenommen. Es gründet sich dieses auf den Reichthum der vorigen Jahre und die starke Ausfuhr unserer Producte nach der Fremde, welche wegen der Bezahlung der Abgaben und insonderheit der neuen Kriegssteuer in dieser Münze, auch darin bey den Hamburgern bedungen ward. Der innere Werth unsers Geldes ist der nämliche geblieben; und ob gleich die alten Banco-Zettel anitzt gar nicht mehr Landesmünze sind, gar nicht in den königlichen Cassen genommen werden, so verursacht doch die Noth, daß sie oft angenommen werden müssen, und die Gewohnheit, daß sie noch hin und wieder gelten, ob sie gleich durch die Holsteinische Münz-Operation selbsten noch weit schlechter geworden, als sie vorhin waren.

Zu denen für unsere Holsteinischen Städte nachtheiligen Einrichtungen gehören fünftens noch mancherley Einschränkungen ihres Gewerbes und ihres Umsatzes. Sie haben freylich eine grössere Handelsfreyheit als die kleinern

Däni-

Dänischen Städte genossen, Kopenhagen mehr entfernt, ist ihnen weniger schwer gefallen; indessen sind doch mancherley Einschränkungen und insonderheit mancherley Veränderungen vorgefallen, die denen Speculationen der Kaufleute so äuserst nachtheilig gewesen. Hieher gehören die verschiedenen Einrichtungen in Ansehung des Westindischen Handels: bald war er frey, bald auf Kopenhagen eingeschränkt; so auch der Kornhandel, wodurch eine Unsicherheit entstand, die allen Handels-Unternehmungen entgegen. Freyheit, oder doch wenigstens eine gewisse Sicherheit der Dauer einmahl angenommener Plane, ist unumgänglich nothwendig, da unsere im Gegentheil in vielen Jahren beständig wankend gewesen, und sich bey einem jeden neuen Minister und bey einem jeden neuen Rathgeber zwar nicht allemahl verbesserten, aber sich doch wenigstens veränderten.

Unter diesen mancherley Umständen ist die Mittelmässigkeit unserer Städte in den Herzogthümern sehr natürlich, selbst die Verschwendung und der vergrösserte Umlauf des Geldes, welchen die Reichen durch verstärkte Ausgaben

bewir-

bewirken, ist für sie von keinem Nutzen. Sehr wenig davon kömmt bey ihnen in Circulation. In England, in Frankreich werden die Ausgaben der Reichen in die gehörigen Canäle, in den Nahrungsstand der Städte, geleitet. Dieser erhandelt schöne Equipagen, jener prächtige Fußdecken, oder andere Waaren, aber alles bleibt unter seinen Mitbürgern, und dient, ihr Gewerbe zu vergrössern, und die Volksmenge sowohl, als den Umlauf des Geldes in denen Städten zu vermehren. Bey uns im Gegentheil geht alles auswärts, und dient nur, den Reichthum und das Ansehen der benachbarten Reichsstädte zu vergrössern, die den größten Theil unsers Umsatzes an sich zu ziehen gewußt haben. Freylich ist es wahr, daß unsere Fabriken nur wenige, und daß manche von diesen selbst schwach und wankend sind, ja daß wir genöthigt sind, sogar manche Nahrungsmittel in einem so herrlichen Lande, wie das unsrige ist, aus der Fremde kommen zu lassen, wenn sie gut seyn sollen. An Fleiß, an Arbeitsamkeit hat es uns gefehlt. Sehen wir nicht, wie viel Spargel zum Exempel, Rüben und andere Kü-

chenge-

chengewächse von Hamburg und Lübeck jährlich eingebracht werden, und wie die Gegenden jenseits der Elbe einen grossen Theil von Holstein mit Kirschen, Aepfeln und andern Früchten verlegen, ob wir gleich hoffen, daß letzteres wenigstens bald gänzlich durch die Anlage der königlichen Baumschule in Dysternbroock aufhören werde. Es ist eine Anlage, die einmahl den Dank der Nachkommenschaft einerndten wird, wenn das Land dermahleinst mit der gehörigen Menge guten und wohlschmeckenden Obstes wird versehen seyn, und es ist zugleich eine Ehre für die Denkungsart der Kammer, welche einem unserer berühmtesten bey der Akademie mißvergnügten Gelehrten bey dieser Anstalt Ruhe und Zufriedenheit verschafft hat.

Auf die nämliche Art geht es mit dem Biere. Bey allen den vorzüglichen Materialien führen wir noch beständig Englisches, Schwedisches, Eutiner und andere Biere bey uns ein; allein von unserm Biere hört man nicht leicht an irgend einem auswärtigen Orte, ja selbst die gar zu häufige Einfuhr des Französischen Branntweins thut unsern Branntwein-Brennereyen

sogar unter dem gemeinen Manne nicht wenigen Abbruch. Auch die Austern an dem ganzen Ufer unserer Westküste äusserst häufig, könnten, wie in England, zum Behuf der Einwohner und zur Ausfuhr nach der Ostsee überflüssig hinreichend seyn, und durch den Fang und den Verkauf den Umlauf des Geldes in denen Städten ansehnlich vermehren. Welchen wichtigen Nahrungszweig machen sie nicht für die Armen der verschiedenen Städte Englands aus! Wir im Gegentheil, um einen sehr unbedeutenden Gewinn daraus zu ziehen, haben den Fang derselben eingeschränkt, in ein ordentliches Pachtstück der Kammer verwandelt, und wir sehen äusserst selten einmahl eine Auster bey uns im Lande, oder wir sind genöthiget, wenn wir sie haben wollen, Englische und Holländische aus Hamburg kommen zu lassen. Man wende mir nicht ein, sie würden bey einer ordentlichen Freyheit des Fanges bald gänzlich ausgerottet werden. Unsere ganze Westküste ist voller Auster-Bänke, die aber der Auster-Pächter unmöglich alle wahrnehmen kann. Wäre es nur Privat-Eigenthum, würde man sie schon in

gehörige Aufsicht nehmen, und auf dieselbige Art und auch mit demselbigen Erfolge ordentlich cultiviren, wie in England. Warum sollte dieses nicht auch bey uns möglich seyn, insonderheit da es ein Nahrungszweig ist, der keine grosse Summen, keine Vorschüsse erfordert, auch in selbigem Jahre schon seine Vortheile abwirft, und daher auch für unsere kleinen Städte so passend ist.

Nicht viel besser geht es mit unsern verschiedenen Handwerkern. Sie sind alle theuer, arbeiten langsam, und was das ärgste ist, sie arbeiten mehrentheils schlecht und ohne Geschmack. Theuer sind sie theils wegen des bey uns gebräuchlichen schweren Geldes, theils wegen der bey uns eingerissenen überflüssigen und weichlichen Lebensart. Bey unsern Handwerkern herrscht nicht die Arbeitsamkeit der Englischen, noch die sparsame zum Theil elende Lebensart der Holländischen und Teutschen, und es ist daher auch kein Wunder, daß sie nicht Preiß halten können. Unsere schwere und starke Nahrung macht sie träge, und der Ueberfluß, der wirklich in unserer Lebensart Statt findet,

macht ihre Arbeit kostbar. Daher kömmt es aber auch, daß wir aus Teutschland, selbst aus Leipzig, die allermeisten Waaren der Handwerker, als Schuhe und andere dergleichen mehr, auf unsern Märkten erscheinen sehen. Sie sind im Stande, die Kosten des Transports, der Zehrung, des Zolles und anderer Ausgaben zu bestreiten, und doch noch wohlfeiler zu verkaufen, als unsere Handwerker.

Sie arbeiten zugleich langsam und größtentheils ohne Geschmack. Ihre Erziehung ist gewöhnlicher Weise sehr vernachlässiget. In unsern Schulen lernen sie vielleicht schreiben und rechnen, und auch dieses nur schlecht genug, wie die geschriebenen Rechnungen unserer Handwerker deutlich genug zu beweisen pflegen. Selbst in denen Lehrjahren werden sie oft mehr zum Laufen in der Stadt, zur Aufwartung im Hause oder in der Küche, als in der Werkstelle gebraucht. Sie lernen nie über ihre Arbeit nachdenken; sie lernen nichts, welches auf die Verbesserung ihres Handwerks den geringsten Einfluß haben könnte, sondern wie sie es bey ihren Meistern gesehen haben, so arbeiten sie

immer fort, ohne sich weiter zu bekümmern, ob solches gut oder schlecht sey. Sie haben keinen Begriff von Zeichnung und Perspectiv, oder warum dieses oder jenes angenehm oder unangenehm in die Augen fällt, worauf sich doch eigentlich der Geschmack gründen sollte. Vergebens hat sich bis itzo die Kopenhagener Landhaushaltungs-Gesellschaft bemüht, durch ausgesetzte Prämien die Zeichenkunst in den kleinen Städten zu verbreiten. Selbst in Kopenhagen legt sich unsere Akademie der Künste zu wenig darauf, Geschmack unter dem gemeinen Mann und unter den Handwerkern zu verbreiten. Gut und herrlich ist es freylich, vorzügliche Portrait- und Landschafts-Mahler zu erziehen, für den Staat aber gewiß nützlicher, Männer, die durch guten und richtigen Geschmack auf unsere Handwerke und Manufacturen Einfluß haben könnten. Daher kömmt es aber auch, daß wir alle Modelle und Muster zu allen möglichen Waaren von auswärts müssen kommen lassen. Kaum daß unsere Handwerker im Stande sind, es von der vollkommenen Güte nachzumachen. Erfinden thun sie selbst

nie.

nie. Wer hat wohl je von einer Dänischen oder Holsteinischen Uhr, von einem Dänischen Wagen oder dergleichen mehr gehört, selbst die Muster zu den vorzüglichern Tondernschen Spitzen erhalten wir aus Brabant; allein dann fangen sie schon an aus der Mode zu kommen, ehe und bevor sie bey uns fertig werden. Die folgenden so genannten Wanderschaften der Gesellen, wo sie oft mehr schwärmen als arbeiten, verderben sie oft am Geist und am Körper. Gewöhnlich arbeiten sie überdem doch nur bey Meistern, die eben so wenig Geschmack haben als sie selbst, und bey denen sie daher eben so wenig lernen, als bey denen Meistern, bey welchen sie die Lehrjahre ausgestanden. Sie verlassen sich aber darauf, daß sie bey ihrer Rückkunft bald in die Zunft aufgenommen werden, weil sie entweder Söhne zünftiger Meister sind, oder auch in die Zunft heyrathen, oder bey zünftigen Meistern gelernt haben, weswegen man sie gerne und ohne Schwierigkeiten aufnimmt. Sind sie aber alsdenn einmahl Meister, so wissen sie zu gut, daß die Einwohner sich alles müssen gefallen lassen. Die meh-

resten unserer Handwerker sind nicht allein zünftig, sondern oft selbst auf eine bestimmte Zahl eingeschränkt, die bey der itzigen Vergrösserung mancher Städte lange nicht hinreichend ist, und sie wissen zu sehr, daß die Einwohner ihre Arbeit nicht entbehren können, und daß ausser ihrer Zunft oder Gesellschaft niemand in ihrem Handwerke arbeiten darf. Häufige Chicanen und beträchtliche Kosten pflegen sie auch nicht selten denen zu verursachen, welche in die Zunft verlangen aufgenommen zu werden. Geschicklichkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit, sind anitzt nicht mehr die Mittel, zünftig zu werden, sondern vielmehr die Ursachen, durch Chicanen von denen Zünften ausgeschlossen zu werden. Von einem mittelmässigen Arbeiter vermuthet man sich keinen Abbruch; allein von einem vorzüglichen und fleissigen ist dieses eher zu befürchten, und wir haben nicht wenige Exempel, daß sehr vorzügliche Arbeiter lange unter mancherley Vorwande sind aufgehalten und durch mancherley Kosten vor der Aufnahme in die Zunft sind zu Grunde gerichtet worden. Bey einer solchen Einrichtung und Gewalt der Zünfte ist es

kein Wunder, wenn wir uns manches von unsern Handwerkern müssen gefallen lassen, wenn sie uns oft über die Gebühr aufhalten, oder auch ohne sonderlichen Geschmack arbeiten. Der beträchtliche zollfreye Theil der Reichen hat deswegen auch so völlig unrecht nicht, seine Waaren dieser Art aus denen nahe liegenden Reichsstädten kommen zu lassen, wodurch aber unsern Handwerkern Arbeit und Verdienst entzogen wird.

Unsere Regierung hat auch schon lange diese fehlerhafte Einrichtung der Handwerker eingesehn, wodurch diese Waaren sowohl theurer als schlechter werden, und hat gesucht, sie einigermassen durch heimliches Untergraben ihrer Privilegien einzuschränken, zu gnädig, solche öffentlich aufzuheben. Wir haben in dieser Absicht hin und wieder Freymeister unter verschiedenem Vorwande angesetzt, die im Handwerke arbeiten dürfen, ohne zünftig zu seyn; allein wenig hat solches bisher gefruchtet. Ein heimliches Untergraben einmahl gegebener Privilegien hat allemahl etwas misfälliges, bewirkt Haß und Verfolgung unter den Mitbürgern,

und

und überdem ist die Menge solcher angesetzter Freymeister viel zu geringe, als daß sie im Stande seyn sollten, einigen Einfluß auf die Zünfte und Innungen zu haben. Besser wäre es vielleicht, die ganze Einrichtung der Handwerker in den Städten, die Zünfte und die Innungen aufzuheben. Die Ursachen, welche sie in vorigen Zeiten nutzbar, und vielleicht nothwendig machten, sind itzt schon lange nicht mehr vorhanden, und die vielen und groben Mißbräuche, welche sich dabey eingeschlichen, und die man durch keine Verordnungen und Befehle hat abstellen können, gäben hinlängliche Anleitung zu ihrer gänzlichen Aufhebung. Itzt sind diese Zünfte unsern guten und fleissigen Arbeitern eine wirkliche Last, verwickeln sie und ihre Gesellen in mancherley Arten der Kosten und der Ausschweifungen, und haben für sie gar keinen eigentlichen Nutzen, da sie mehr als überflüssige Arbeit finden. Natürlich ist doch auch die Regel, daß es einem jeden erlaubt seyn solle, seine Kräfte und seine Kenntnisse zu seinem eigenen Vortheile so gut als möglich anzuwenden. Manche unserer guten Arbeiter, die itzt die Chi-

 canen

ranen und die Kosten der Zünfte und der Innungen fürchten, würden dann Gelegenheit finden, sich ordentlich in unsern Städten niederzulassen; die schlechten, unwissenden Arbeiter würden nach und nach verdrängt werden, und unsere Handwerke überhaupt bald ein verbessertes Ansehen gewinnen.

Wir haben in der That auch wenige Ursache, uns durch den allgemeinen Popanz der Unordnungen und des Aufstandes unter den Handwerks-Burschen in dieser Absicht irre machen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß viele arbeitsame und rechtschaffene Meister selbst eine solche Aufhebung der Zünfte insgeheim wünschen. Die mancherley Ausgaben verschiedener Art, wozu sie sie verpflichtet, die vielen Feyertage und Arbeits-Verhinderungen für sie selbst und ihre Gesellen, welche sie veranlassen, und die vielen Unordnungen und Ausschweifungen, welche sie nach sich ziehen, sind bey vernünftigen Meistern Ursachen genug eines solchen Wunsches. Viele unserer Handwerks-Burschen sind Söhne solcher Meister, viele sind einheimische, und auf die übrigen guten gesitteten

Auslän-

Ausländer würde der Einfluß der Meister und die Aufmerksamkeit der Policey einen wirksamen Einfluß haben. An denen schlechten, nachlässigen Meistern im Gegentheil, die insonderheit gegen die Aufhebung der Zünfte zu streiten pflegen, und an denen liederlichen, schwärmenden, ausländischen Gesellen kann uns nur wenig gelegen seyn, und in kurzer Zeit würden wir erstere durch fleissige und bessere Arbeiter, letztere aber durch unsere eigenen Einwohner völlig zu ersetzen im Stande seyn. In Teutschland würde freylich eine solche Veränderung schon mehrere Schwierigkeiten finden, wo alles von Reichs-Gesetzen abhängt, die so schwer abzuändern sind, und wo zugleich die Gränzen der verschiedenen Herrschaften einander so nahe sind, daß die unruhigen Handwerks-Bursche sie so bald zu erreichen im Stande sind. Bey uns im Gegentheil, wo beydes wegfällt, liesse sich solches eher einführen.

Eine solche verbesserte Einrichtung unserer Handwerke, eine besser eingerichtete Unterstützung und zweckmässigere Vertheilung unserer Fabriken und Manufacturen, und endlich eine

feste-

festere und sicherere Einrichtung unsers Handels würde den ausgezehrten Städten unserer verschiedenen Provinzen neues Leben, neue Stärke und neue Wirksamkeit zu geben im Stande seyn. Die Volksmenge im Bürgerstande würde sich nach und nach vermehren, der Geld-Umlauf grösser werden, und Gewerbe und Leben sich verbreiten. Die schlechten Nahrungswege im Gegentheil, welche auf bloßen offenbaren Betrug sich gründen, oder auch einen nachtheiligen Einfluß auf den moralischen Character und auf die Sitten unserer Einwohner haben könnten, werden mit Recht aus unsern Staaten entfernt. Die Obrigkeit sollte hier billig äusserst wachsam seyn, und ihre Mitbürger wie für dem offenbaren Betrug, so auch für die im Finstern schleichende Künste zu verwahren suchen. Hieher gehören zum Exempel die Goldmacher, welche sich noch hin und wieder einzuschleichen pflegen, obgleich ihre Zahl in den neuern Zeiten durch grössere und mehr ausgebreitete Aufklärung beträchtlich abgenommen hat. Einige finden sich aber doch noch immer, die sich von dem Wunderbaren einnehmen

men lassen, und die sich durch die Begierde, geschwinde und ohne Mühe reich zu werden, verleiten lassen, denen Goldmachern Gehör zu geben, und sich um ihr Vermögen betriegen zu lassen. Oft pflegen auch diese Betrieger das Goldmachen noch mit manchen andern und schätzbaren Kunststücken zu vereinigen, zum Exempel mit der Kunst, die Unsterblichkeit oder doch wenigstens ein sehr hohes Alter ohne Schwäche und ohne Krankheiten mitzutheilen, die Kunst zu verjüngen, oder denen Alten die Kräfte, das Ansehen und die Munterkeit der Jugend zu geben, und manche, die das verfertigte Gold nicht rühren würde, lassen sich aus Liebe zum Leben und zur Gesundheit leichtgläubig hinreissen, Versuche auf ihren Körper zu wagen, die allemahl zu ihrem Nachtheile ausfallen. Je älter wir zugleich werden, um so viel leichtgläubiger werden wir in diesem Puncte: denn um so viel mehr steigt die Liebe zum Leben und die Erinnerung der vormahligen glücklichern Zeiten. Wir haben dabey weniger zu verlieren, und weit mehr zu gewinnen. Thöricht sind alle diese Mittel der Verjüngung, da

das

das Alter insonderheit in der zunehmenden Härte der festen Theile besteht, die durch die Nahrung des Körpers selbst bewirkt wird, und die keine menschliche Kunst zu heben im Stande ist. Auf die nämliche Art gehört auch nur sehr geringe Einsicht in die Einrichtung der Natur dazu, um einzusehen, daß die Arten in der Natur völlig fest und unveränderlich sind, daß es unmöglich, dem Bleye die eigenthümliche Schwere des Goldes, oder dem Quecksilber die Feuerfestigkeit und Malleabilität des Silbers zu geben. Es geht im Mineral-Reiche, wie im Thier- und Pflanzen-Reiche, und eben so wenig wie wir im Stande sind, Haber in Rocken und Weitzen zu verwandeln, welche Art der Verwandelung vor einigen Jahren aus Schweden zu uns kam, und viel Aufsehen verursachte, eben so wenig können wir den unedlen Metallen die verschiedenen Eigenschaften der edlen geben. Ich glaube zwar wohl, daß die Natur Theile anderer Erdarten in die Substanz des Goldes verwandele, oder daß das Gold, wie wir es gewöhnlich zu nennen pflegen, wirklich wachse. So bildet die Natur vermuthlich durch hinzu-

gefüg-

gefügte Nahrung wie aus einer Eichel einen grossen Eichbaum, so auf die nämliche Art aus einem kleinen Goldkorn einen grössern Klumpen; allein es erfordert ein solcher Wachsthum mehrere und genauere Kenntniß des Stein-Reichs, wie wir bis itzo noch haben, und insonderheit vielleicht mehrere Zeit, als wir darauf verwenden können. Die gewaltsamen und geschwinden Verwandelungen der Goldmacher im Gegentheil in ihren dunkeln Werkstellen gründen sich allemahl auf Betrug oder Unwissenheit, und dienen nur, die wohlhabenden Einwohner von ihrer Arbeit zu entwöhnen, und sie um einen Theil ihres Vermögens zu bringen. Selbst die dunkle in Bilder gehüllte Sprache der Alchymisten und Adepten erweckt schon Verdacht gegen ihre Rechtschaffenheit, oder gegen ihre Kenntnisse. Sie sind bloß ihnen selbst verständlich, und vernünftige Leute thun allemahl besser, sich nicht darum zu bekümmern.

Hieher gehören ferner die Schatzgräber, die Zeichendeuter, Wahrsager mancherley Art, und anderer dergleichen mehr, deren ganzes Ge-

werbe

werde sich bloß auf Aberglauben und Betrug gründet. Der gemeine Mann läßt sich aus Mangel an Kenntnissen nur zu leicht vom Wunderbaren und Ausserordentlichen rühren, und wagt seine wenigen Schillinge, in Hoffnung eines grossen Gewinnes, oder auch in Hoffnung einer angenehmen und blendenden Aussicht in die Zukunft. In den neuern Zeiten haben wir freylich die Träume, die Ahndungen, die Chiromantie und andere ähnliche Sachen, bloß den alten Weibern und Zigeunern überlassen; allein sie finden doch noch immer unter dem vornehmen und geringen Pöbel ihre Anhänger und ihre Vertheidiger, wenigstens insgeheim. Unwissenheit und Aberglaube sind im Stande, die größten und sonderbarsten Widersprüche zu glauben und zu behaupten. Hier hilft kein Verbot und keine Ueberredung. Aufklärung und gehöriger Unterricht auch des gemeinen Mannes sind die wahren Hülfsmittel, und richten weit mehr aus, als alle Verbote und Verordnungen, durch welche die Begierde und der Reiz zum Wunderbaren nur so viel grösser und unwiderstehlicher wird. Selbst

das

das grössere Geheimniß, welches den Aberglauben bey einem schärfern Verbot umschwebt, giebt ihm einen neuen und stärkern Reiz, und verschafft ihm nur mehrern Beyfall.

Ich weiß selbst nicht recht, ob ich auch die verschiedenen geheimen Gesellschaften hieher rechnen darf, es mögen solche auf eine politische oder religiöse Verbindung sich gründen. Die mehresten derselben, welche sich den Gesetzen des Landes gemäß verhalten, erfreuen sich des Schutzes derselben, und der Sicherheit und der Ruhe der übrigen Einwohner. Es verlohnt sich in der That kaum der Mühe, ihre Geheimnisse und die innern Umstände ihrer Verbindung zu erforschen, insonderheit wenn sie in keiner auswärtigen Verbindung stehen, oder von auswärtigen Obern nicht abhängen. So ist es zum Exempel mit denen Freymaurern, die deswegen nicht aufhören Bürger zu seyn, die so viele wackere und selbst grosse Männer in ihrer Gesellschaft haben, und die vielleicht auch hin und wieder mit vereinigten Kräften manches Gute stiften, welches ihnen einzeln unmöglich gewesen wäre, wenn gleich die

Kosten der ersten Aufnahme und der übrigen Einrichtungen, obgleich freywillig, doch für die Kräfte manches Mitgliedes wirklich drückend sind. Hängen sie im Gegentheil von auswärtigen Obern ab, denen sie unbedachtsam einen unbedingten Gehorsam angelobt, so bilden sie schon einen eigenen Staat im Staate, der leicht denen übrigen Einwohnern nachtheilig werden kann, da so oft das Interesse der Gesellschaft gegen die Pflichten, die sie dem Landesherrn und dem Vaterlande schuldig sind, streitet. Wir können sie alsdann nie mehr als unsere wirklichen Mitbürger ansehen, da selbst der Ort ihres Aufenthalts nicht von ihnen selbst abhängt. Sie müssen überdem oft einen Theil ihres Erwerbs diesen Häuptern der Gesellschaft unter mancherley Vorwand überlassen, und durch beydes schwächen sie die Menge der Bewohner im Staate und den Umlauf des baaren Vermögens. Auf diese Art ist es zum Exempel mit den Herrenhutern, oder den so genannten Zinzendorfianern. Dem Aeussern nach sind sie wirklich stille, fleissige, ordentliche und ruhige Bewohner der ihnen angewiesenen Plätze. Ihr

Gottesdienst und ihre ganze Einrichtung hat viel Einfaches, viel Sinnliches, welches den gemeinen Mann und den weniger Nachdenkenden leicht einnimmt. Alle ihre Leidenschaften scheinen zugleich völlig der Herrschaft der Vernunft unterworfen, und sie sprechen selbst mit einer Art der Sanftmuth und der Langsamkeit, die allen Verdacht des Betrugs zu entfernen scheint. Sie liefern daher auch unter allen Secten die vorzüglichsten Missionarien, und selbst viele der Unsrigen sind aus freyen Stücken übergetreten, und lassen sich die Unbequemlichkeiten eines blinden Gehorsams nicht abschrecken, unter ihnen zu wohnen. Sie haben es auch um so viel weniger Ursache, da alle ihre Befehle mit äusserster Vorsicht und Mässigung abgefaßt werden, worauf auch ihr Beyfall gänzlich beruht. Sie arbeiten zugleich mit vereinigten Kräften, und unter gemeinschaftlicher Unterstützung und Aufsicht, und sie können daher auch grössere Unternehmungen wagen, können grössere Umsätze machen, und dadurch einen beträchtlichen Theil des Gewerbes unserer Städte und unserer Handwerker an sich ziehen.

Unsere umliegenden Städte leiden daher auch allemahl von ihrer Nachbarschaft, ob sie aber dem Staate im Ganzen nutzbar oder nachtheilig, kann ich nicht mit einiger Gewißheit beurtheilen, da ich ihre innere Einrichtungen, so wie die ihnen gegebenen Privilegien zu wenig kenne; doch lassen manche Umstände mich eher das letztere als das erstere vermuthen. In denen neuern Zeiten haben wir sie auch bey uns eingeführt, haben ihnen Christiansfelde zum Wohnplatz oder zur ordentlichen Colonie angewiesen, und haben ihnen zugleich mancherley Vortheile und Privilegien zugestanden, die zuverlässig denen umliegenden Städten Hadersleben und Coldingen äusserst nachtheilig geworden.

Zu denen schlechten niedrigen Nahrungswegen rechnen wir gleichfalls das Spiel. Ein Spieler von Profession, der es zu seinem eigentlichen Gewerbe macht, hat allezeit das Vorurtheil seiner Mitbürger gegen sich, und insonderheit wohl deswegen, weil der Betrug mit dem Spiel so genau verbunden zu seyn pflegt. Es ist schwer, der Versuchung zu widerstehen,

dem Glücke durch die Kunst zu Hülfe zu kommen, da oft die Noth dringend, und die aus einem völlig ehrlichen Spiel fliessenden Revenüen nicht allemahl hinreichend sind. Unsere gesellschaftlichen Spiele indessen sind in den neuern Zeiten völlig Bedürfniß und wirkliche Nothwendigkeit geworden. Seitdem wir aus unsern Gesellschaften, und insonderheit aus dem grössern Cirkel, Freundschaft und Vertraulichkeit gänzlich verbannet haben, haben wir das Spiel an deren Stelle setzen müssen. Es ist auch ganz natürlich. Gähnen und unausstehliche Langeweile hat sich in allen diesen Gesellschaften eingeschlichen, und wir sehen uns genöthiget, mit einer Art der Beschäftigung diejenigen Stunden auszufüllen, die doch eigentlich dem Vergnügen gewidmet seyn sollten. Durch lange Gewohnheit wird die Beschäftigung dieser Stunden endlich Bedürfniß. Offenherzigkeit und Vertraulichkeit, die nöthigsten Stücke aller Geselligkeit, finden in unsern Gesellschaften nach ihrer itzigen Einrichtung unmöglich Statt. Jeder ist ein aufmerksamer Beobachter der Worte und Geberden der übri-

gen, und wir sehen uns genöthiget, jedes Wort, welches wir vorbringen, mit Vorsicht zu wählen, und jede Geberde, welche wir machen, wohl zu überlegen, um nicht Gelegenheit zum Spotte und zur Nachrede zu geben. Ein steifes und unerträgliches Ceremoniel kömmt zu dieser gezwungenen Stille, und es ist in der That kein Wunder, wenn wenigstens zwey Drittel einer jeden grossen Gesellschaft, von einer tödtlichen Langenweile geplagt, zum Spieltische eilt, theils bloß um sich zu beschäftigen, theils um den Bemerkungen der übrigen zu entgehen. Gewinn und Verlust kann wenig dabey in Anschlag kommen. Mehrentheils sind alle diese Arten der Spiele so geringe, daß das so genannte Karten-Geld den eigentlichen Verlust ausmacht, und dieses dient doch, die Karten-Fabriken zu erhalten, und die Menge der Bedienten in den Häusern unserer Grossen zu unterstützen. Besser wäre es vielleicht, gesellschaftlicher wäre es wenigstens, wenn wir in unsern Gesellschaften anstatt der so genannten Commerce-Spiele, die Hazard-Spiele einführten. Sie erlauben eine grössere Abwech-

selung,

selung, sie erlauben mehrere Unterredung, abwechselndes Zutreten und Aufhören, und die ganze Gesellschaft ist mehr beysammen, mehr vereinigt. Sie hängen zugleich gänzlich vom Glücke ab, da im Gegentheil die gesellschaftlichen Spiele mehr Kunst und Geschicklichkeit erfordern, die doch nicht so ganz Erholung sind, wenn gleich der Geist durch die Verschiedenheit der Beschäftigung wirkliche Erleichterung findet. Selbst Gewinn und Verlust steht mehr in unserer Gewalt, da sowohl die Höhe als die Dauer völlig von uns selbst abhängt, welches bey denen gesellschaftlichen Spielen nicht allemahl der Fall ist, wenigstens nicht bey denen jüngern und geringern. Zudem haben diejenigen, welche nicht blos des Zeitvertreibs wegen, sondern auch des Gewinnstes wegen spielen, schon lange angefangen, theils durch die Höhe des Spiels selbsten, theils durch das so genannte Pariren, alle Spiele zu Glücksspielen zu machen. In ordentlichen Gesellschaften deswegen, wo der Betrug völlig entfernt, und wo zugleich Gewinn und Verlust bey denen Hazard-Spielen, wie itzt bey denen Commerce-

Spielen, unbedeutend, würden erstere denen Spielern mehr Abwechselung, Geselligkeit und selbst mehr Bewegung verschaffen können.

Die öffentlichen Hazard-Spiele und Banken mancherley Art, die bloß des Gewinnes wegen eingerichtet werden, sind schon weit gefährlicher. Der Reiz des aufgehäuften Goldes und Silbers, die Begierde zu gewinnen, oder auch nur seinen Verlust wieder zu ersetzen, verleiten so viele, und insonderheit junge Leute, über die Gebühr zu wagen. Mancherley Künste und Betriegereyen mischen sich zugleich mit ein, obgleich die sehr beträchtlichen Vortheile der Bank sie im Ganzen fast unnöthig machen. In den mehresten Ländern pflegen sie daher auch verboten zu seyn, ob sie gleich doch hin und wieder im Finstern schleichen, und selbst durch die Heimlichkeit, mit welcher sie getrieben, noch weit gefährlicher werden. Die Spiele auf denen Stuben und denen Winkeln, wo die Betrügereyen so viel leichter, und auch oft starke Getränke mit zu Hülfe genommen werden, die doch wenigstens beym öffentlichen Spiele wegfallen, sind allemahl weit entscheidender, und

ziehen am häufigsten den gänzlichen Ruin der Spielenden nach sich. Wir haben zwar durch verschiedene Gesetze und Verordnungen unsere Einwohner in dieser Absicht zu sichern gesucht, insonderheit daß Spiel-Schulden bey den Gerichten nicht eingeklagt werden dürfen. Es hat aber alles dieses wenigen Einfluß. Die Spieler wissen sich schon und auf mancherley Art zu helfen, und so lange wir die bürgerliche Schande auf die Nichtbezahlung der Spiel-Schulden setzen, sind alle diese Gesetze von nicht der geringsten Wirkung.

An denen Oertern im Gegentheil, wo wir die Menge der Einheimischen und der Fremden hinzuziehen wünschen, machen die Spiele allerley Art und die völlige Freyheit derselben ein nothwendiges Stück aus. Bey denen Gesundbrunnen zum Exempel und Bädern ist es weder der Gebrauch und die Wirkung des Wassers, noch die Annehmlichkeit des Orts und der Gesellschaft, die größtentheils äusserst steif zu seyn pflegt, welche die grosse Menge der Gäste anlockt, sondern es ist zuverlässig das Spiel. Allenthalben ist es deswegen auch an diesen Oer-

tern erlaubt, und je freyer und ungebundener es ist, um so viel stärker pflegt der Zulauf der Menschen zu seyn. Wir haben in Spaa die vielen Streitigkeiten gehört, welche das Spiel verursachte, und die ausserordentliche Abnahme der Brunnen-Gäste, welche daraus entstand. Selbst unser Kiel giebt hievon einen auffallenden Beweis. Unser Umschlag ist lange nicht mehr das, was er vormahls gewesen, seitdem vor einigen Jahren, aus Besorgniß für die Akademie, alle Hazardspiele verboten, und sogar die Visitationen der öffentlichen Häuser unter Bedeckung einer ansehnlichen Wache in dieser Absicht unternommen wurden. Die Menge des sich hier aufhaltenden Adels ist freylich die nämliche, die Verbindung unter ihnen die nämliche, und die verschiedenen Lustbarkeiten in diesem Cirkel vielleicht grösser, als jemahlen vorhin; allein die Menge der eigentlichen Fremden und die Dauer ihres Aufenthalts hat ausserordentlich abgenommen. Diejenigen, welche ihrer Geschäfte wegen in dieser Zeit nach Kiel kommen müssen, kommen spät und reisen frühe, und zum Theil zuverlässig des Spiels wegen,

welches auch denen, die nicht wirklich Theil daran nehmen, doch durchs Zusehen eine Art des Zeitvertreibs und der Abwechselung verschaffte. Ich bin überzeugt, daß im letzten Umschlage vielleicht ein Drittel weniger Menschen in Kiel gewesen, als vor fünf oder sechs Jahren sonst gewöhnlich war. Das Verbot gegen das Spiel kann deswegen seine wichtigen und gegründeten Ursachen haben, die ich indessen nicht kenne; allein auf den Umschlag und auf den Umlauf des Geldes, welchen er in der Stadt und unter denen Bürgern zu verursachen pflegte, hat es zuverlässig einen nachtheiligen Einfluß.

Sollten wir deswegen auch bey uns einmahl den Umlauf des Geldes in unsern Städten durch angelegte Seebäder zu vergrössern suchen wollen, so würde die völlige und ungebundenste Freyheit des Spiels nöthig seyn. Unser Adel, unsere übrigen wohlhabendern Einwohner, die anliegenden Reichsstädter und andere Nachbarn besuchen die Bäder und Gesundbrunnen häufig, theils der Gesundheit, theils des Vergnügens wegen, und manche Teutsche

Städte

Städte finden dadurch Nahrung und Geldumlauf. Wir könnten ihnen in beyder Absicht mehr anbieten. Unsere Seebäder sind im Grunde wohl so wirksam, insonderheit da wir die Wasser aller Teutschen Gesundbrunnen daben verschaffen können, und die Schönheit unserer Lage, so wie der Reichthum und die Annehmlichkeit unserer Holsteinischen Gegenden übertrifft alle Teutsche Brunnen und Bäder weit. Nur müßte die Kunst das Ihrige thun, diese Annehmlichkeiten zu vergrössern. England hat sie insonderheit zu nutzen gewußt. Es hat ausser seinen Gesundbrunnen und Bädern in Bath, in Matlock, Bristol, mehrere Seebäder mit wirklichem Erfolge angelegt. Margate, Southampton, Brighthelmstone, und andere Seestädte mehr, haben ihnen den größten Theil ihrer Nahrung zu verdanken. Bey uns sind sie noch nicht eingeführt, ob sie es gleich um soviel mehr verdienten, da wir weder Gesundbrunnen noch eigentliche warme Bäder im Lande haben. Es liesse sich gewiß thun, und bey den mancherley Vortheilen unsers Landes in Ansehung der Lage, der Schönheit der

Gegen=

Gegenden, der Nähe von Hamburg und Lübeck, und des grossen Ueberflusses aller möglichen Waaren mit weit geringern Kosten, als bey manchen der Teutschen Bäder; allein sie for= dern einigen Vorschuß zu den ersten Einrich= tungen und Anlagen, und vollkommene Frey= heit aller möglichen Art.

Zu diesen Spielen können wir aber nicht die verschiedenen Arten der Lotterien, weder die Classen= noch die Zahlen=Lotterien, hinrechnen. Sie sind zuverlässig kein Spiel, wenn gleich manche sie so haben benennen wollen, sondern sie sind eine ordentliche Art der Abgabe, wo= durch der Landesherr die zu den Bedürfnissen des Staats nöthigen Summen zu heben sucht. Sie kommen hier deswegen nicht in Betrach= tung, sondern man muß sie mit den verschiede= nen übrigen Abgaben des Landes vergleichen, um ihren Vortheil oder Nachtheil gehörig zu bestimmen. Als blosses Spiel betrachtet, wer= den sie alle, sowohl die einen als die andern, nachtheilig seyn, da sie den Umlauf des baaren Vermögens unter den Einwohnern vermindern. Was die Lotterie gewinnt, muß der Einsetzende

nothwendig verlieren, es mag dieser Gewinn, wie bey denen Classen-Lotterien, bey einer jeden Ziehung bestimmt, oder, wie bey denen Zahlen-Lotterien, unbestimmt, und von dem Glücke einer jeden Ziehung abhängen. Das Englische Parlement bewilligt daher auch die Lotterien wie die übrigen Abgaben, um dadurch gewisse, bestimmte und ansehnliche Summen zu den Bedürfnissen des Landes aufzubringen. Wir aber, als rechtschaffene patriotische Mitbürger des Staats, nehmen zuweilen an den Lotterien Theil, spielen zuweilen von unserm Ueberflusse, nicht in der Absicht, grosses Glück zu machen, oder grosse Gewinne zu ziehen, sondern nur als Bürger mit an denen Abgaben des Staats Theil zu nehmen, und nicht alle Lasten auf den unwissenden Haufen zu werfen, der ohne Nachdenken, und aus blosser Begierde zu gewinnen spielt.

Zu diesem dem Staate nachtheiligen und auf die Sitten der Einwohner einen schädlichen Einfluß habenden Nahrungswege gehören nicht weniger die Umläufer mancherley Art, und es hat mich oft gewundert, daß sie noch so häufig gedul-

geduldet werden. Die Marionetten- und Puppenspiele, die die dümmsten Possen, und die gröbsten Zoten vorzutragen pflegen, die nicht einmahl einem etwas unterrichteten Pöbel gefallen können: haben wir sie dem ungeachtet nicht fast den halben Winter in unserer Nachbarschaft agiren gesehn, da doch bey einer Akademie alles, was zu niedrigen Ausschweifungen und zu einer leichtsinnigen Denkungsart Anlaß geben könne, am sorgfältigsten vermieden werden sollte. Hieher rechnen wir gleichsfalls die mancherley auswärtigen Umläufer mit Guck-Kasten, mit Laterna magica, mit fremden Thieren, mit Künstemachenden Hunden und Pferden, mit Riesen und Zwergen, wie auch alle Gauckler, Taschenspieler und Seiltänzer, die unsere Märkte noch fleissig besuchen und das ganze Land zu durchstreichen pflegen. Es sind fast allezeit schlechte, liederliche Leute, die es zu beschwerlich finden, auf eine anständige Art ihr Brodt zu verdienen, pflegen auch wohl mit unter zu betteln, oder zu stehlen und zu rauben. Sie verschaffen bey ihrer gänzlichen Unwissenheit und pöbelhaften Aufführung nicht

die

die geringste Aufklärung, beunruhigen durch die elendeste, unerträglichste Musik sehr häufig die in der Nachbarschaft wohnenden Einwohner, und schleppen, da sie alle Ausländer sind, zum Theil wenigstens, eine nicht geringe Menge des Geldes mit sich aus dem Lande, oder verschwenden es wieder auf die unanständigste Weise.

Alle dergleichen auf Betrug sich gründende, das baare Vermögen an sich ziehende oder auch die Sitten der Einwohner verderbende Nahrungswege sollten gänzlich mit Recht in unsern Städten abgeschafft werden, insonderheit da sie selbst sehr wenig zum wirklichen Vergnügen der Einwohner mit beytragen. Die mehresten gehen hin, nicht weil ihnen die Zoten und Possen gefallen, sondern der Gesellschaft wegen, und weil sie nichts Bessers in dieser Zeit zu thun wissen. Besser wäre es zuverlässig, wenn wir im Stande wären, vernünftigere und mit guten Sitten mehr übereinstimmende Vergnügen für unsere Einwohner einzurichten. In den Städten findet sich ein grösserer Zusammenfluß von Menschen. Die mehresten verrichten

ben Tage die verschiedenen Arten ihrer Geschäfte; allein der Abend ist ihnen übrig, oft sogar lästig, da sie ihn nicht gehörig auszufüllen wissen. Sie suchen und wünschen eine oder die andere Art der Zerstreuung und der Aufmunterung nach der gehabten Arbeit, um den folgenden Tag so viel munterer wieder anfangen zu können; allein in unsern Städten bleibt ihnen nichts übrig, als in die Bier- und Weinhäuser zu gehen, und zu trinken und zu spielen. Allenthalben ist dieses eingerissen, und alle Schenken und öffentliche Häuser sind mit Bürgern und Handwerkern angefüllt, die nicht wenig verzehren, sich mit elendem Getränke anfüllen, und sich nicht selten zu der Arbeit des folgenden Tages völlig ungeschickt machen. Wohlthätiger wäre es, diese Stunden den öffentlichen Lustbarkeiten zu widmen, die das Gemüth erheitern und die verlohrnen Seelenkräfte wieder ersetzen. Es müssen aber solche seyn, die nicht kostbar, und daher oft genossen werden können, und die dem Geschmacke und den Umständen des gemeinen Mannes insonderheit anpassend. Wahren und warmen Dank den

Fürsten und den Reichen, welche ihre Gärten und Spatziergänge auch dem ärmsten ihrer Mitbürger öffnen, wo sie frische Luft, Bewegung und Vergnügen ohne Umstände und ohne Kosten geniessen können. Der Kaiser ist in Ansehung des Praters und des Augartens denen übrigen Fürsten Teutschlandes mit dem herrlichsten Beyspiele vorangegangen, auch den Armen für etwas, für Mensch zu halten, und hat ihn in diesen seinen trefflichen Gärten öffentlich willkommen geheissen, und ihn zugleich für das Verdrängen der Grossen gesichert. In Petersburg habe ich auf dieselbige Art mit Vergnügen alle Gärten der Kaiserin und der Grossen des Landes allen Einwohnern offenstehen gesehn, so wie es auch schon lange bey uns in Kopenhagen mit dem Rosenburger und Friederichsberger, und in Kiel mit dem Schloßgarten ist gehalten worden. Es ist ja auch ganz natürlich. Der Fürst ist ja der Vater seines ganzen Volks, und je ärmer und unglücklicher der Unterthan, um soviel mehr hat er die Vorsorge und Gnade seines würdigen Fürsten nöthig, und begreiflich ist es doch auch, daß der Reiche und Vornehme

tausen-

tausenderley Gelegenheiten hat, sich Abwechselung und Bewegung zu verschaffen, die der Arme unmöglich haben kann. Auffallend war es mir deswegen in Herrenhausen bey Hannover, über dem Eingange des Gartens ein Brett aufgestellt zu finden, daß auch Arme sich im Garten aufhalten und setzen könnten, wenn keine Vornehme da wären. Vermuthlich waren die Worte nur versetzt. Die Reichen haben ja überflüssige Gelegenheit, gut und bequem zu sitzen; und hart wäre es in der That, den Armen die Gnade ihres Fürsten zu verkümmern. Ich setzte mich auf den herrlichen, nicht zu monopolisirenden Grasteppich der Natur: denn weit unangenehmer ist es, wenn man einmahl sitzt, aufstehen geheissen zu werden, als gar nicht zu sitzen. Mit wahrem Verdruß habe ich auch bey Kiel einen jährlichen Anschlag gelesen, daß nämlich auch Fremde in Garten gehen könnten, wenn die Herrschaften nicht da wären. Es ist ja freylich Privat-Eigenthum; allein unsern Dank verdient es nicht. Wie wenig wissen solche Herren das Glück zu schätzen, frohe und fröhliche Menschen zu sehen. Billig ist es

aber auf der andern Seite auch, mit Sorgfalt dahin zu sehen, daß solche Gärten nicht durch Abbrechen der Bäume und Bluhmen, durch Springen und Klettern, oder durch mitgenommene Hunde, beschädiget werden. Dergleichen öffentliche Gärten und Spatziergänge sind indessen nur für den Sommer, und unsere langen und finstern Winter-Abende fordern noch mehr Abwechselung und Aufmunterung. Alle eingeführte Volks-Lustbarkeiten sehe ich deswegen mit Vergnügen, nur sind sie bey uns zu wenig zweckmässig eingerichtet. Wir übertreiben sie, lassen sie gar zu lange dauren, zu viel kosten, und dadurch können wir sie nur selten geniessen. Manche arten selbst in Unordnungen und Ausschweifungen aus, welches aber nur theils von dem Ueberflusse der starken Getränke, theils von der Seltenheit dieser Feste, die man deswegen recht zu nutzen sucht, herrührt. Mit Recht hat deswegen die Regierung die gar zu übertriebenen Lustbarkeiten bey Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen auf dem Lande eingeschränkt, die vieles kosteten, und auf ein bloßes Fressen und Saufen hinausliefen.

sen. Selbst unser so genanntes und häufiges Vogelschiessen fordert zu viele Kosten, dauret den ganzen auch wohl mehrere Tage, und wird selbst dadurch weniger zweckmässig. Der Gefahr, die von dem Ueberladen der Gewehre und von der schlechten Richtung derselben herrührt, mag ich nicht einmahl erwähnen. Das so genannte Peken, Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren auf unsern Häfen und unsern Seen ist schon weit zweckmässiger. Es kostet wenig oder nichts, und es verschafft unsern Einwohnern auch im Winter Bewegung und Abwechselung. Wir sollten aber auch Lustbarkeiten haben, die auf die Abendstunden insonderheit sich einschränkten, die wenig kosteten, und die dem ungeachtet dem Geschmacke des grossen Hausens angemessen wären. Oeffentliche Bälle, die nur nicht zu lange, nicht über drey bis vier Stunden dauren müßten, für die Jugend, kleine Kränzchen und Zusammenkünfte mit Musik mancherley Art, mit Singen, Spiele, die die Kräfte üben, als Ringen, Werfen, Laufen, selbst ordentlich eingerichtete Seiltänzer, nicht aber fremde liederliche Umläufer, Co-

mödien, Concerte und Operetten, auch die Englischen so genannten spouting clubs, die im Anstande und im Reden üben, wie sichs überhaupt am leichtesten und am besten einrichten ließ. Manches dergleichen liesse sich wohl einführen, würde denen Einwohnern vielleicht weniger kosten, als sie itzt Abend für Abend in denen öffentlichen Häusern und an denen Spieltischen verthun, und würde auf die Erheiterung des Geistes und auf die Munterkeit der Nation nicht geringen Einfluß haben. Für unsere Länder wäre es insonderheit nöthig. Wir leben gut, essen und trinken viel und nahrhaft, wodurch eine grössere Trägheit, Schläfrigkeit und überhaupt ein dickeres Blut entsteht, wozu auch selbst unser kaltes Climat und unsere dicke Luft etwas mit beyträgt. Mit einigem Rechte werfen uns die Südländer einen geringen Grad der Lebhaftigkeit und der Leichtigkeit vor, welches zum Theil von unserer Lebensart, und zum Theil von der geringen Menge unserer Lustbarkeiten entsteht. Letztere selbst machen uns schwerfällig. Sie bestehen größtentheils in Essen und Trinken und Kartenspielen, lauter

sitzenden das Blut nur dicker machenden, keine Bewegung erlaubenden Beschäftigungen, und selten mischen wir vielleicht ein oder zweymahl des Jahres einen Tanz oder Ball mit grossen Kosten und vielen Schwierigkeiten darunter. Körperliche Kräfte haben wir deswegen wohl; allein es fehlt uns die Munterkeit und Geschmeidigkeit der Südländer, sie gehörig anzuwenden.

Ueber die bürgerlichen Einrichtungen sowohl als über die Gesetze führt der Magistrat in denen Städten die Aufsicht. Er besteht aus den Bürgermeistern, Rathsherren, Syndico, Stadtschreiber, wozu noch die Deputirten der Bürgerschaft, die Sechszehner, die Zwey und Dreyssiger und so weiter kommen, wie auch an einigen wenigen Orten der Oberpräsident. Gewöhnlich ist ein solcher Magistrat ein seltsames Gemische von Gelehrten und von Bürgern, wovon jene eigentlich die Gerechtigkeit handhaben, diese im Gegentheil die Aufsicht über die Einrichtungen und das Gewerbe der Stadt führen sollten. Indessen ist doch alles vermischt. Der Bürger giebt seine Stimme mit bey Rechtsfällen, so wie der Gelehrte bey Dingen, die

das Gewerbe der Stadt angehen, und mehrentheils ist einer oder der andere, welcher unter dem Nahmen und Ansehen des ganzen Magistrats die Stadt sowohl in Ansehung der Gesetze, als in Ansehung der bürgerlichen Nahrung regiert, die Bürger unterdrückt, und sich bey jeder vorfallenden Verantwortung hinter das Ansehen des ganzen Magistrats versteckt. Zuverlässig verdiente die ganze Einrichtung eine Verbesserung, oder vielmehr eine gänzliche Veränderung. Sie stammt noch aus den finstern Jahrhunderten her, wo fast eine jede Stadt eine Art der Oberherrschaft für sich selbst führte, wobey das Wahre, Zweckmässige zum wahren Besten der Stadt, nach unserer itzigen Verfassung, nicht in Betrachtung kommen konnte. In Kopenhagen haben wir deswegen auch schon vor mehrern Jahren, und gewiß mit Recht, dem Magistrat die ganze Gerichtsbarkeit entzogen, und für alle Einwohner der Hauptstadt ein eigenes, bestimmtes und festes Gericht niedergesetzt. Hier urtheilen Rechtsgelehrte, die mit den Gesetzen des Landes bekannt, und die zugleich alle Formalitäten des Rechtsganges

kennen,

kennen, und Bürger versäumen nicht einen Theil ihrer Zeit von ihren eigentlichen Geschäften, und stimmen nicht über Dinge, die sie nicht verstehen. Alle Einwohner stehen anitzt ohne alle Ausnahme zugleich unter demselben Gerichte. Die Ausnahmen, die wir in unsern Städten, und insonderheit in denen Herzogthümern antreffen, sind fast unendlich, und dienen nur, den Rechtsgang zu erschweren und weitläuftiger zu machen. Dieser stehet unter dem Stadtgericht, jener unter dem Landgericht, der unter dem akademischen oder Militairgericht, und jener wieder unmittelbar unter dem Obergericht. Lauter Ausnahmen der Gerichtsbarkeit, die, da sie alle nach denselben Gesetzen unpartheyisch sprechen, keinen Nutzen haben, und nur Schaden und Zeitverlust verursachen. Im Jahre 1771 war es auch schon bey uns im Vorschlage, die Gerichtsbarkeit der Städte einem Stadt-Präsidenten und dem Stadt-Secretair zu übertragen, und dagegen dem eigentlichen Magistrat und der Bürgerschaft die bürgerlichen Einrichtungen, so wie die Stadt-Casse zu überlassen, und alle übrige Gerichte in de-

nen Städten, nach dem Exempel von Kopenhagen, gänzlich aufzuheben. Es würde in Ansehung der Kosten ansehnliche Ersparungen verursacht, und zugleich viele Weitläuftigkeiten und Chicanen im Rechtsgange verhindert haben.

Die Verwaltung der Stadt-Casse im Gegentheil sollte billig öffentlich seyn. Geheimniß ist gewöhnlicher Weise der allgemeine Deckmantel der Unwissenheit und des Unterschleifs. Jeder Bürger muß zu der Erhaltung der Stadt-Casse mit beytragen, und es ist daher auch billig, daß er von der Anwendung dieser Gelder unterrichtet sey. Verschwiegenheit bey den Ausgaben unserer Städte kann nach ihrer itzigen Einrichtung unmöglich von Bedeutung seyn. Es ist Niemand, der sich darum zu bekümmern Ursache hat, als einzig und allein der Bürger. Die Einkünfte unserer Städte pflegen auch nicht sonderlich groß zu seyn. Sie entstehen aus einigen wenigen Pachtstücken mancherley Art, Sperr- und Baumgeld, und insonderheit aus den auf die Grundstücke der Bürger gelegten Abgaben. Die Zahl der Bürger ist

an den mehresten Oertern nur mässig, und der Umlauf des Geldes geringe, weswegen auch eine jede aufzubringende Abgabe der untersten Classe der Einwohner beschwerlich wird. Mehrentheils sind sie in Ansehung der Taxen nach Proportion des Nahrungsstandes schon überflüssig hoch angesetzt, und manche für die Stadt nützliche, oft selbst nothwendige Einrichtung müssen wir wenigstens aufschieben, weil es der Stadt an Einkünften fehlt, solche auf eine gehörige Art auszuführen. Hieher gehören zum Exempel die Verbesserungen der Wasserleitungen, das gehörige Pflastern und Reinigen der Strassen, die nächtliche Erleuchtung derselben, und andere dergleichen Dinge mehr, deren Nutzen und zum Theil Nothwendigkeit wir wohl einsehen, die aber noch in den mehresten Städten die Kräfte unserer Cassen übersteigen, und auch durch Vertheilung auf die Grundstücke nicht ohne Schwierigkeit gehoben werden können.

In Ansehung unserer Policey oder bürgerlichen Gesetze herrscht gleichfalls viele Verwirrung. Wir haben eine solche Menge, die sich

zum

zum Theil widersprechen, einschränken, erläutern, ausdehnen, daß wir beynahe selbst nicht wissen, was Recht oder Unrecht ist, und uns auch, die Wahrheit zu gestehen, wenig darum bekümmern. Der bürgerlichen Gesetze sollten billig nur wenige seyn, sie sollten kurz und deutlich seyn, da sie alle auch für den gemeinen Mann oder die unterste Classe des Bürgerstandes geschrieben sind. Er muß sie kennen, er muß sie verstehen und behalten können, da er unmöglich bey den verschiedenen Handlungen, die eine Uebertretung enthalten könnten, einen Rechtsgelehrten zu Rathe ziehen kann. Es ist freylich nicht zu leugnen, daß wir eine Menge vorzüglicher, wirklich guter, und auch passender bürgerlicher Gesetze haben; allein sie verlieren sich von selbsten durch ihre gar zu grosse Menge, so daß ihrer einige Monate nach ihrer Bekanntmachung nicht mehr gedacht wird. Wie viele Exempel dieser Art haben wir nicht vielleicht in allen unsern Städten, wenigstens in vielen, wo ein jeder oft wenige Wochen nach der Bekanntmachung eines solchen bürgerlichen Gesetzes, solches ungescheut, öffentlich und ungestraft

gestraft übertritt, ja in welchen sogar dem gemeinen Manne von denen Angesehensten des Landes das Exempel solcher Uebertretungen gegeben wird. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß unsere Policey-Gesetze einmahl gesammelt und unter öffentlicher Auctorität gehörig bekannt gemacht würden. Sie müßten nur kurz, deutlich und nicht gar zu strenge seyn. Besser wäre es auch deswegen, wenn wenigstens bey Policey-Gesetzen nach dem bloßen Buchstaben geurtheilt würde. Dann würden unsere Gesetzgeber erst jeden Ausdruck, jedes Wort reiflicher überlegen, und dann würden unsere Gesetze so viel deutlicher und passender werden. Wir müssen zugleich durch diese Gesetze so wenig wie möglich die Freyheit und Bequemlichkeit unserer Mitbürger einschränken, so lange sie nur mit der Sicherheit und Ruhe des Ganzen bestehen können. Je strenger sie überdem sind, um so viel weniger werden sie gehalten. Die Einwohner finden in der gar zu grossen Strenge der Gesetze selbst eine Art der Entschuldigung für ihre Uebertretungen, gewöhnen sich nach und nach daran, sie geringe zu achten, und zu-

letzt

lezt ist ihnen keines zu heilig, wenn sie es nur heimlich und ungestraft thun können. Die Strafen auf die Uebertretungen der Policey-Gesetze müßten zugleich geringe, aber gewiß, fest und unerbittlich seyn. Man müßte nicht gleich mit Karrenstrafe, oder Staupenschlag, oder dergleichen um sich werfen, die eigentlich nur für grobe Laster und für wirkliche Missethäter gehören. Man hat freylich durch die Höhe der Strafen von den Uebertretungen abschrecken wollen; allein es geht diesen wie den Popanzen, womit man in denen Gärten die Vögel zu verscheuchen denkt. So lange sie neu sind, erregen sie Aufsehen; allein die Vögel merken bald, daß die Popanze keine Kräfte haben, ihnen zu schaden, und die Einwohner bald, daß die Strafen nicht mit den Uebertretungen im Verhältnisse stehen, und sich daher auch nicht wohl ausführen lassen. Sie übertreten sie ungescheuet, und man muß durch die Finger sehen, weil die Strafen in Proportion des Versehens viel zu übermässig. Kleine aber gewisse und feste Strafen, die keine Ausnahmen leiden, sind weit sicherere Wächter der gegebenen Gesetze.

setze. Hiezu kömmt noch, daß wir uns in Jahrhunderten des größten Glücks einer gnädigen Regierung zu erfreuen gehabt haben. Sie konnte keinen unerhört und ungetröstet von sich lassen, und dadurch entstanden die häufigen Erlassungen der auf die Uebertretung bürgerlicher Gesetze gesetzten Strafen. Zum Theil war eine solche Erlassung oder wenigstens Milderung der gedräueten Strafen bey der übermässigen Höhe derselben nothwendig; allein die Folgen einer solchen Gnade sind allemahl äusserst nachtheilig. Sie macht die Gesetze wankend. Jeder Uebertreter macht sich zu einer ähnlichen Begnadigung Hoffnung, und eine erlassene Strafe ist vielleicht im Stande, zehn andere Uebertretungen derselben Art nach sich zu ziehen. Die Gesetze, selbst die bürgerlichen, müssen kein Spiel eines muthwilligen Pöbels seyn, und kein Uebertreter sollte sich auf das Exempel Anderer, und insonderheit Vornehmerer berufen können, um dadurch von der im Gesetze gedroheten Strafe befreyet zu werden. Lange und viel reife Ueberlegung ist deswegen nöthig, ehe man ein Gesetz auch nur

von geringer Bedeutung gäbe; allein einmahl gegeben, sollte auch nichts im Stande seyn, den Lauf desselben in seinem völligen Umfange zu hemmen. Einmahl gegeben, sollten billig die Väter der Stadt darauf sehen, daß darüber gehalten würde. Sie machen es aber, wie wir andern guten Väter, sehen ihren Kindern so lange nach, bis ihre Unarten Bosheit und Laster werden, um nur nicht das Mißvergnügen zu haben, sie zu bestrafen. So viel bleibt indessen gewiß, ein gegebenes Gesetz, worüber nicht gehalten wird, ist zehnmal ärger, als kein Gesetz. Wenn wir nicht Festigkeit und Stärke genug haben, den Ungehorsam unserer Kinder zu bestrafen, so thun wir allemahl besser, ihnen nichts zu verbieten. Im ersten Falle werden wir ihnen nur zum Spotte, im letztern können wir sie doch häufig durch Vorstellungen leiten.

Hieher gehört auch die gehörige Bekanntmachung der bürgerlichen Gesetze. Wir lassen sie freylich von den Kanzeln verlesen, wo die wenigsten Einwohner sie zu verstehen im Stande sind, und wo sie eben so geschwinde vergessen

werden,

werden, wie die Predigt, von welcher sie eine Art des Anhanges ausmachen. Es wäre wohl der Mühe werth, sie zur Bekanntmachung unter die Einwohner zu vertheilen, und wenn ihrer so wenige wären, und diese so kurz und deutlich, wie sie seyn sollten, so würden die Kosten einer solchen Vertheilung auch so gar beträchtlich nicht seyn.

Bey der Aufsicht über die bürgerlichen Gesetze müssen wir aber auf der andern Seite nicht gar zu weit gehen. Wir müssen unsere Bürger nicht der Gewalt und den Chicanen der Unterbedienten aussetzen, die größtentheils auf Erpressungen mancherley Art hinauslaufen. Wir müssen nicht die bürgerliche Freyheit unserer Einwohner einschränken, nicht die Sicherheit und Ruhe derselben in ihren Häusern vermindern, oder die Städte mit Spionen anfüllen, um die verborgensten Laster zu entdecken. Die bürgerlichen Gesetze sollen nur dienen, um die Ruhe und Sicherheit des Ganzen zu schützen, nicht um sie zu untergraben. Die heimlichen Verbrechen und Laster, die auf diese keinen Einfluß haben, überlassen sie dem allgemei-

nen und grossen Richterstuhl, vor welchem auch selbst die Gedanken nicht frey ausgehn werden. Belohnungen der Angeber, Bestechungen der Bedienten, Aufhetzungen mancherley Art gefallen mir deswegen auf keine Weise. Sie erregen eine Art des Mißtrauens unter den Einwohnern, verderben oft den moralischen Character der untern Volks-Classen, und stiften allemahl mehr Böses als Gutes. Wir haben es bey der vormahligen so genannten Keuschheits-Commission in Wien gesehen. Zu wie vielen wahren Niederträchtigkeiten hat sie nicht Anlaß gegeben, und wie geringe und unbedeutend war der Nutzen, welchen sie verschaffte! Bey gar zu grosser Strenge und zu scharfer Wachsamkeit verschlimmern sich auch oft die Verbrechen. Ich bin überzeugt, daß bey aller Aufsicht und allen Spionen der Policey doch mehr Mordthaten in Paris geschehen, als in London, wenn gleich vielleicht mehr in London gestohlen oder geraubt wird. Es ist natürlich. Gar zu grosse Strenge macht die Wegschaffung eines jeden Zeugen oft nothwendig.

Zu der grössern Sicherheit unserer Städte haben wir endlich Brandt-Ordnungen und Brandt-Anstalten mancherley Art eingerichtet. Sie sind äusserst nothwendig, da die Nachlässigkeit und Unachtsamkeit mancher Einwohner in Ansehung des Feuers wirklich unbegreiflich, und ein kleiner Funke oft im Stande ist, die ganze Stadt in Asche zu verwandeln. Wir lassen deswegen die Schornsteine jährlich untersuchen, und zugleich befehlen, daß sie zur gehörigen Zeit mehrmahlen des Jahres gereiniget werden. Wir haben an einigen Orten wenigstens diejenigen mit Strafen belegt, bey welchem das Feuer ausbricht, um sie dadurch so viel vorsichtiger zu machen, ob solches gleich durch die Verheimlichung der Feuersgefahr, die daraus entsteht, oft nachtheilig werden kann. Wir unterhalten Nachtwächter in den Straßen und auf den Thürmen, um ein jedes ausbrechende Feuer so viel geschwinder zu entdecken, und öffentliche Sprützen, so wie in jedem Hause Feuer-Eimer, Brandt-Leitern und Feuer-Haken, um ein wirklich ausgebrochenes Feuer so viel geschwinder zu dämpfen. Wir haben ei-

gentlich dazu angesetzte Brandtleute, die sich jährlich mit den Sprützen umzugehen üben müssen, und wir theilen Prämien an diejenigen aus, welche zuerst entweder Sprützen, oder auch Wasser bey einem ausgebrochenen Feuer bringen. In den kleinen Städten und den Dörfern wird man insonderheit wohl thun, alle Mittel zu der Verhütung der Feuersbrunst mit Vorsicht und Genauigkeit anzuwenden; denn in diesen ist die Gefahr bey einem entstandenen Brandte allemahl weit grösser. Sie pflegen gewöhnlicher Weise ganz drauf zu gehen. Es ist natürlich. Der Sprützen sind weniger an der Zahl und schlechter in der Einrichtung. Die dabey angestellten Leute wissen weniger damit umzugehen, haben keine Uebung, und mehrentheils fehlt bey einer jeden Anwendung der Sprütze bald dieses, bald jenes, und bey der Richtung derselben die gehörige Wirkung. In denen grössern Städten im Gegentheil ist ein ausgebrochenes Feuer, nach der itzigen Einrichtung von nur geringer Bedeutung. Die Menge der Sprützen, welche gleich herbeyeilen, und die Geschicklichkeit der Brandtleute durch die

beständige fast tägliche Uebung mit den Sprützen und mit dem Feuer umzugehen, ersticken es bald und im ersten Anfange. Selten finden wir deswegen, daß in denen großen Städten, obgleich häufig Feuer entsteht, ein beträchtlicher Schade verursacht wird, da die kleinern Städte im Gegentheil häufig ein Opfer der Flammen zu werden pflegen. Vorsicht ist die Sicherheit der kleinen, Thätigkeit im Gegentheil der grössern Städte.

Zu der Wiedererbauung der abgebrannten Häuser und der Wiederinstandsetzung der abgebrannten Mitbürger haben wir die so genannten Brandt-Cassen eingerichtet. Ihr Nutzen ist wirklich groß: denn theils verschaffen sie unsern Mitbürgern grössere Sicherheit in Ansehung ihrer Häuser und ihres Vermögens, für Feuersgefahr; theils vergrössern sie den Credit derselben: denn durch die Brandt-Cassen werden die Häuser ein wirkliches und vollkommenes Pfand. Die Einrichtung derselben ist indessen sehr verschieden. Einige versichern bloß Häuser, andere auch Waaren, Mobilien und andere Dinge mehr. Einige sammlen durch

die Einschüsse der Mitglieder ein festes, sicheres und ansehnliches Capital, von welchen sie wieder die entstandenen Brandtschäden abhalten, da im Gegentheil andere die wirklich entstandenen Brandtschäden über die Mitglieder der Gesellschaft nach der Höhe ihrer versicherten Häuser vertheilen. Gleichgültig in Ansehung der Sicherheit der Einwohner kann diese Verschiedenheit seyn, sobald nur die Casse selbst entweder durch das Ansehen des Staats, welcher sie unternimmt, oder durch das Vermögen der Unternehmer, völlige Festigkeit erhält. Bey Brandt-Cassen ein hinlängliches Capital in Proportion der zu erwartenden Brandtschäden zu sammlen, erfordert eine weitläuftige Administration, wobey doch oft etwas verlohren geht, und für die Interessenten pflegen die vertheilenden Brandt-Cassen vortheilhafter zu seyn, da die Gelder so lange als möglich in ihren Händen bleiben. In England sind die Brandt-Cassen Privat-Eigenthum und Privat-Einrichtungen, und ein jeder kann sein Haus oder seine Mobilien und Waaren so hoch oder so niedrig versichern lassen, als er selbst für gut findet,

und nach dieser Versicherung erhält er bey entstandenem Brandtschaden die Vergütung entweder ganz, oder nach einer billigen Taxation. Sie dürfen die Billigkeit weder in Ansehung der Versicherungs-Gelder, noch in Ansehung der folgenden Taxation nicht überschreiten, um nicht den Beyfall ihrer Mitbürger zu verlieren, da mehrere Cassen sind, welche auf die nämliche Art versichern, und die Menge der versicherten Häuser den eigentlichen Vortheil verschafft. Bey uns sind die Brandt-Cassen theils herrschaftlich, und alsdann werden die Häuser nach ihrem Werthe geschätzt, und nach dieser Schätzung die Prämie bezahlt. Indessen sollte diese Schätzung doch billig seyn: theils sollte man sie nicht nach der Summe schätzen, die sie zu erbauen gekostet, sondern nach der, die sie itzt wirklich werth sind; theils sollte man billig solche Theile nicht mit in Anschlag bringen, die selten bey Feuersbrünsten Schaden nehmen, wie die Keller, die Mauern und so weiter. Landesherrliche Brandt-Cassen sollten zu der Sicherheit der Einwohner dienen, aber nicht um eine Revenüe daraus zu machen. Theils

haben wir auch Privat-Brandt-Cassen bey uns, wenn nämlich eine Menge Einwohner zusammentreten, und sich, ohne Gewinn zu suchen, ihre Gebäude unter sich versichern. Auf diese Art ist die Brandt-Casse der Holsteinischen Gutsbesitzer, und alsdann wird ein jedesmahliger Brandtschaden über die Mitglieder der Casse nach der verschiedenen Höhe ihrer versicherten Häuser vertheilt. Erst neulich haben wir in Kopenhagen eine Brandt-Casse zur Versicherung der Mobilien erhalten. Es wäre zu wünschen, daß solche auch über die Provinzen erstreckt werde; damit jeder nach seinem eigenen Gefallen sich für Feuersgefahr sichern könne. So genannte Brandtbriefe aber auszutheilen, oder das Betteln wegen eines erlittenen Brandtschadens zu erlauben, ist eine wahre Schande für die Obrigkeit. Verdienen und brauchen sie Unterstützung, muß sie ihnen solche durch Freyheit von Abgaben, durch Nachsicht, selbst durch kleine Vorschüsse oder Unterstützungen zu verschaffen suchen; aber das Betteln stürzt sie nur in Müssiggang und Liederlichkeit, und verhindert sie, jemahlen wieder gute Bürger zu werden.

den. Unterschleif und Betrug mancherley Art pflegen überdem mit diesen Briefen getrieben zu werden. Sie gehen oft aus einer Hand in die andere, und dauern vielleicht halbe Jahrhunderte.

Die Lage unserer Städte können wir itzt freylich nicht mehr verändern. Wir müssen sie nehmen, wie sie ist, und neue Städte anzulegen, haben wir in unsern Gegenden nur selten Gelegenheit. In den ältern Zeiten, wie das Faustrecht und Ueberfälle mancherley Art noch häufiger waren, als itzt, sahen wir insonderheit auf Sicherheit, und legten unsere Städte auf steilen Anhöhen oder in tiefen Morästen an. In den neuern Zeiten im Gegentheil sehen wir mehr auf die Erleichterung des Handels und die Leichtigkeit des Transports. Wir ziehen uns deswegen in die Ebenen hinab, an die Flüsse, Ströme, und an die See, wodurch wir theils den Transport erleichtern, theils auch die Bequemlichkeit bey der Anlage der Mühlen und anderer Werke zu der Beförderung unserer Manufacturen und Fabriken erhalten. Die Gesundheit in Ansehung der Lage haben wir nur

gar zu sehr verabsäumt. Die Lage der Städte sollte, wenns nur immer möglich, erhaben, trocken und frey seyn, damit die Luft rein, ohne Dünste, und die sich von dem Zusammenflusse einer beträchtlichen Menge Menschen und mancherley Nahrungswegen sammlen, leicht und bald wieder zerstreuen. Sie sollte denen Bewohnern zugleich die gehörige Menge des besten, vorzüglichsten Wassers verschaffen, sowohl zum Trinken, als zum Reinigen, zur Färberey und andern dergleichen Anlagen mehr.

Die Strassen legen wir itzt gerade und von einer gehörigen Breite an, theils um einen leichtern und stärkern Luftzug zu bewirken, theils um mit mehrerer Bequemlichkeit einander ausweichen zu können. Unsere Vorfahren fehlten hierinnen gar zu sehr. Ihre angelegten Strassen sind alle winklich, krumm und äusserst schmahl. Jeder scheint gebauet zu haben, wie er selbst wollte, ohne Regel und ohne Aufsicht, wodurch eine Art der Unregelmässigkeit entstanden, die nicht nur unangenehm in die Augen fällt, sondern auch denen Einwohnern verschiedene Beschwerden verursacht. Alle Strassen der alten

Städte

Städte sind überdem viel zu enge. Sie hatten eine geringere Menge des Fuhrwerks; da wir dieses aber so beträchtlich vermehret haben, so sind uns die engen Strassen in den grössern und volkreichern Städten äusserst unbequem. Man kann sich kaum ausweichen, und die Fußgänger kommen gar zu leicht ins Gedränge zwischen den Wagen, ja wohl gar in Gefahr, übergefahren, oder wenigstens besprützt zu werden, da keine Möglichkeit ist, Trottoirs anzulegen. Anitzt läßt sich dieses freylich nicht mehr ändern. Wir können nicht die Häuser der Einwohner niederreissen, um die Strassen bequemer, breiter und angenehmer zu machen. Wenn wir indessen neue Städte, oder auch nur neue Strassen in alten Städten anzulegen haben, dann suchen wir diese Fehler und Unbequemlichkeiten unserer Vorfahren zu vermeiden. Englands neu angelegte Strassen geben hievon einen vorzüglichen Beweis, wo man mit wirklichem Erfolge Schönheit und Bequemlichkeit zu vereinigen gesucht hat. Die neuen Strassen in London, in Bath und in manchen andern Städten sind wirklich vorzüglich. Sie haben eine Breite,

die bey der Menge des Fuhrwerks nothwendig, und eine Regelmässigkeit, die, ohne gar zu sehr das Auge zu ermüden, doch angenehm ist. Sie haben hin und wieder die schönen ansehnlichen Plätze, oder so genannten squares, und in jeder Ecke ein Bierhaus, zu der Bequemlichkeit der Einwohner und der Bedienten. Alles ist zugleich entfernt und versteckt, was einen unangenehmen Anblick oder einen nachtheiligen Geruch geben könnte, aber dem ungeachtet nothwendig ist. Die Ställe zum Exempel haben eigene Strassen hinter den Häusern für sich. Die Fleischerbänke, die mehresten Buden für Gartengewächse und dergleichen mehr, liegen so abgesondert, so versteckt, als nur immer möglich ist. Kleine Querstrassen führen dahin, die man bey dem gewöhnlichen Gange nur selten und von ungefähr betritt. Auch Kopenhagens Strassen auf der neu angelegten Amalienburg sind vorzüglich. Sie sind gerade, breit, offen und erlauben den gehörigen Luftzug; allein die Fleischerbuden auf dem neuen Königsmarkt verunzieren diesen sonst so herrlichen Platz, und verdienen einen andern und weniger in die Augen

fallen-

fallenden Ort. Der so genannte Uhlfelds-Platz, der mehr abgelegen und seltener besucht wird, könnte eher zu diesem Gebrauche angewandt werden.

Das Brücken unserer Strassen, oder das Belegen derselben mit Steinen, ist gleichfalls wichtig, und verursacht denen Städten beträchtliche Kosten, wenn es gehörig geschehen soll. Die Steine müssen einen gewissen Grad der Festigkeit und eine genaue Verbindung unter sich haben, um nicht bey dem Drucke des Fuhrwerks nachzugeben und wieder wandelbar zu werden. Es werden dazu harte und feste Steine, insonderheit die so genannten Granit-Arten, erfordert, die auch in unsern Nordischen Ländern überflüssig häufig sind, und unsere mehresten Felsen und Gebürge bilden. Alle weiche Steinarten, insonderheit die Kalchsteine, im Gegentheil, die zum Exempel in Wien angewandt zu werden pflegen, lassen sich freylich viel leichter und geschwinder bearbeiten; allein sie reiben sich bald wieder ab, und erregen einen unerträglichen äusserst feinen Staub, der den Lungen sehr nachtheilig ist. Je fester die Steinart, so viel

schwerer

schwerer ist die erste Bearbeitung; allein so viel angenehmer und dauerhafter wird die Strasse. Auf der andern Seite ist es aber auch billig, wenn wir gute Strassen haben wollen, daß wir nicht auf die Strassen allein, sondern auch auf das Fuhrwerk sehen, welches wir auf diesen Strassen brauchen. Gegen die schmahlen Räder unserer Frachtwägen, die dem ungeachtet so ungeheure Lasten führen, ist es unmöglich, daß unsere Strassen sollten aushalten können. Die Steine müssen nach und nach durch den zu grossen Druck auf einem kleinen Flecke wandelbar werden, und ein beständiges Ausbessern der Strassen verursachen. Die Engländer sind hierinnen viel vorsichtiger gewesen, und haben durch Gesetze und Verordnungen die Breite der Folgen an den Rädern nach der verschiedenen Schwere der Last, welche sie tragen, genau bestimmt. Sie können daher auch nicht, wie die unsrigen, einschneiden, und bewirken eine Erhaltung der Strassen und Wege, die bey uns gänzlich fehlt.

An den Seiten der Strassen, wo es nur die Breite derselben einigermassen erlaubt, le-

gen

gen wir die etwas erhabenen, mit breiten Steinen oder auch Fliesen belegten, so genannten Trottoirs für die Fußgänger an. Ihr Nutzen in den grossen und volkreichen Städten ist ungemein wichtig. Sie verschaffen denen Einwohnern einen trocknen, bequemen, leichtern und sicherern Gang. Man schont seine Schuhe, man wird nicht durch Pferde und Wagen besprützt, und man ist sicher, nicht übergefahren zu werden. Die Uebergänge quer über die Gassen bey den Querstrassen werden gleichfalls, wie in London, etwas, doch weniger erhöht, und mit etwas breitern Steinen belegt, um sie zum Gebrauch der Fußgänger so viel trockener und reinlicher zu erhalten. Herrlich ist diese Einrichtung für die Armen, welche am mehresten zu Fuß zu gehen pflegen.

Die Reinigung der Strassen ist gleichfalls wichtig, und denen Städten oft beschwerlich. Wo wir auf denen Strassen die Unreinigkeit und den Gestank überhand nehmen lassen, da sieht man es denen Einwohnern an der Farbe an, daß sie in einer dumpfigen und ungesunden Luft leben. Die Schuhe und Stiefeln unserer

Aermern leiden so viel mehr und geschwinder, und sie sind oft genöthigt, ganze Tage mit nassen Füssen zu gehen, welches manche und häufige Krankheiten nach sich zieht. An denen Oertern, wo die Strassen, wie in Holland, mit Canälen durchschnitten sind, da ist diese Reinigung am leichtesten und wohlfeilsten. Die Strassen werden alsdenn etwas abhängig gegen den Canal angelegt, und alle Unreinigkeiten und aller Koth leicht und geschwind mit Wasser in den Canal hinabgeschwemmt. Aus diesem wird es wieder von denen Landleuten auf Böten ausgefischt, und zur Düngung auf ihre an den Canal gränzenden Felder gebracht. Hier verursacht deswegen auch die Reinigung der Strassen der Stadt keine Kosten, sondern bringt vielmehr Vortheile, da sie die Ausfischung des Schlammes aus denen Canälen denen Landleuten zu verpachten pflegen. In denen übrigen Städten im Gegentheil, wo die Unreinigkeiten auf Wagen oder Karren müssen fortgeschafft werden, verursacht solches schon mehrere Schwierigkeiten, sowohl als Kosten. Hieher gehört gleichfalls die Wegschaffung des Unraths aus

den

den Häusern. Es sollte solche billig in denen frühen Morgenstunden geschehen, damit die Einwohner nicht des Abends durch den ihnen begegnenden unerträglichen Gestank auf den Strassen aufgehalten werden, welches in unsern mehresten Städten, selbst in Kopenhagen, nur gar zu häufig der Fall zu seyn pflegt.

In einigen Städten, wie zum Exempel in London, hat man angefangen, die Strassen im Sommer bey trockener Witterung mit Wasser zu besprützen. Theils thun es die Kaufleute vor ihren Häusern, um die in ihren Waarenlagern ausgestellten Waaren für Staub zu sichern; theils thut es die Stadt durch Karren, die mit Wasser angefüllt sind, und hinten einige Löcher haben, durch welche es nach und nach auf die Strasse hinabfließt. Die Wirkung eines solchen Begiessens ist in der That gar herrlich. Es dämpft den feinen, unerträglichen Staub, und es erfrischt die Luft bey gar zu starker Dürre und Hitze, macht sie angenehmer und gesünder. Indessen geschicht es noch nirgends in hinlänglicher Menge. Das wenige aufgesprützte Wasser ist bald wieder durch

die Hitze aufgetrocknet, und es stäubt wie vorhin.

Die Sicherheit der Strassen bey nächtlicher Zeit suchen wir theils durch eine gehörige Erleuchtung, theils durch angesetzte Nachtwächter zu bewirken. Die Erleuchtung ist nothwendig, insonderheit in grossen und volkreichen Städten. Sie sichert die Einwohner fürs Fallen, fürs Anstossen, für mancherley Arten der Beschädigung, so wie fürs Berauben. Nur muß das Licht in hinlänglicher Menge und gehörig vertheilt seyn, um nicht an einigen Orten von gar zu starkem Lichte geblendet zu werden, an andern im Gegentheil der dicksten Finsterniß ausgesetzt zu seyn. London und die Englischen Städte überhaupt geben ein vorzügliches Beyspiel einer guten nächtlichen Erleuchtung. Die schönen, klaren, kuglichen Glaslampen sind in einer nur geringen Entfernung von einander angebracht, werden das ganze Jahr hindurch, ohne sich um den Mond zu bekümmern, vor der Dämmerung angezündet, und brennen bis an den lichten Tag, wodurch eine Helligkeit auf den Londoner Strassen entsteht,

steht, die man sonsten selten antrifft, und die für die Einwohner in Ansehung ihrer Sicherheit, sowohl vor als selbst in ihren Häusern, so unendlich wichtig ist. Nur wenige unserer Städte indessen sind, welche, wegen der beträchtlichen Kosten, die eine solche Erleuchtung fordert, im Stande sind, diesem glänzenden Beyspiele zu folgen. In den mehresten sind der Lampen viel zu wenig, auch wohl nicht von der vorzüglichsten Art, denen Aufsehern wird das Oehl zugleich mit solcher Sparsamkeit zugemessen, daß sie genöthiget sind, bey der Erleuchtung den ungewissen Mondschein mit in Anschlag zu bringen, und dem ungeachtet brennen die Lampen schlecht, und verlöschen oft ganz, ehe und bevor die Mitternachtsstunde eintritt. Wenig trägt daher auch unsere itzige Art der Erleuchtung zu der Sicherheit der Städte mit bey. Wir suchen uns dagegen durch Wächter zu helfen; allein sie sind zuverlässig von weit geringerm Nutzen, als die Erleuchtung. Sie beobachten indessen doch, was in denen Strassen vorgeht, ob man sich gleich nicht so völlig auf sie verlassen kann. Manchmal schlafen sie, ja

zuweilen verstehen sie sich wohl gar mit den Spitzbuben, wodurch diese ihre Geschäfte mit so viel grösserer Sicherheit treiben. An denen Oertern indessen, wo die Erleuchtung schlechter ist, sind die Nachtwächter nothwendiger.

Nicht allein aber über die Strassen der Städte, sondern auch über die Landstrassen zwischen denen Städten führt die Policey die gehörige Aufsicht, damit die Einwohner mit Bequemlichkeit und Sicherheit von einem Orte zum andern kommen können. Traurig ist es in der That, wenn wir alle Augenblicke, so bald wir nur die Stadt verlassen haben, der Gefahr uns ausgesetzt sehen, umzuwerfen, und Arm und Bein zu brechen. Wir werden überdem durch schlechte Wege aufgehalten, wir matten unser Zugvieh ab, und verderben und zerbrechen unser Fuhrwerk. Schlechte Wege vermindern zugleich den Ruf und das Ansehen des Landes in auswärtigen Gegenden. Fremde, die in unsern Ländern reisen, sehen selten mehr, bekümmern sich selten um mehr, als um die Landstrassen und um die an den Landstrassen liegende Wirthshäuser. Sind diese gut eingerichtet und

zut unterhalten, so erschallt das Lob des Landes allenthalben, die übrigen Einrichtungen mögen seyn, wie sie wollen. Fordern wir denen Fremden auch, wie es an einigen Orten der Fall ist, ein so genanntes Wegegeld ab, so haben sie ein Recht, wenigstens einigermassen unterhaltene Wege zu erwarten.

Es hat aber nicht geringe Schwierigkeit, die Wege in gehörigen Stand zu setzen, und es erfordert oft mehrere Kosten, als die Einwohner daran zu wenden im Stande sind, und zugleich mancherley Arten der Kenntnisse, um sie fest und dauerhaft zu machen. Wir haben diese Arbeit der Wegebesserung dem Baurenstande aufgebürdet; allein gewiß mit Unrecht. Der Baurenstand braucht sie oft am allerwenigsten. Er fährt gemeiniglich Nebenwege zu seinen Dörfern, und mancher Bauer betritt vielleicht kaum jährlich einmahl die Wege, die er dem ungeachtet in Stand zu setzen und zu unterhalten genöthiget ist. Oft überdem sind diese Wegebesserungen, da sie insonderheit im Sommer vorgenommen werden müssen, ihm äusserst beschwerlich, ziehen ihn von seinen eigentlichen

Feldarbeiten ab, ermatten sein Zugvieh, und verderben sein Geschirr, ohne den allergeringsten Vortheil oder Ersatz für ihn. Der Bauerenstand übernimmt freylich dergleichen Arbeiten, die Kräfte erfordern, wegen der Menge seiner Mitglieder mit mehrerm Erfolg; allein alles hat dem ungeachtet Maaß und Ziel. Der Bauerenstand ist der zahlreichste und wichtigste des ganzen Landes und der Kern der Einwohner. Er trägt viel; allein es kömmt nicht allemahl darauf an, wie viel es uns zuträglich ist, ihm aufzubürden, sondern auch, wie viel er zu tragen vermöge. Unter mancherley Umständen, und insonderheit in den Jahren halben Mißwachses, wie die siebziger und achtziger wenigstens zum Theil bey uns gewesen, fordert er Schonung und Nachsicht hauptsächlich für sein Vieh, welches, in diesen Jahren schlechter gefüttert, weniger Kräfte hat. Uebertreibt man alsdann seine Bürden, so leidet er ausserordentlich, und geht zuletzt gänzlich zu Grunde. Erhalten sie zugleich nicht eine beständige und vollkommene Anweisung bey ihrer Wegearbeit, so wird sie oft völlig unnütz, und artet in eine

jähr-

jährliche Flickerey aus, die dem Baurenstande lästig, die aber die Wege selbst wenig bessert. Vorzüglicher, gerechter und vortheilhafter sind die Englischen Einrichtungen in Ansehung der Wege, da nämlich ein jeder, der diese Wege nutzt, Vortheile von ihrer guten Beschaffenheit hat, auch etwas zu ihrer Erhaltung mit beytragen muß. Mit Vergnügen bezahlt jeder gern eine Kleinigkeit, um gute Wege zu haben, und wenn er weiß, daß es auch wirklich zu dem bestimmten Zwecke angewandt wird. Da sind deswegen auch die Wege vorzüglich gut, und erhalten sich durch sich selbst, ohne Beschwerde des Landmannes. Wir fordern zwar auch hin und wieder Wegegeld bey unsern so genannten Bäumen; allein wir haben diese Einkünfte zu Pachtstücken der Kammer gemacht, und überlassen die Wegebesserungen dem Landmanne, wie vorhin. Die Seeländischen Wege sind auf diese Art in den neuern Zeiten vorzüglich geworden, aber gewiß nicht ohne große Beschwerde und Klagen der Seeländischen Bauren, in mehrern auf

einander folgenden überdem weniger fruchtbaren Jahren.

Es ist aber nicht genug, die Wege selbst zu verbessern, sondern sie müssen auch, wenn sie wirklich im Stande sind, gut unterhalten werden. Hierzu aber gehört insonderheit eine ordentliche durch Gesetze festgesetzte Bestimmung der Breite der Felgen an den Rädern, und zwar nach der Verschiedenheit der Last, welche sie aufladen. Unsere Frachtwagen, welche bey den schmahlen Rädern so ungeheure Lasten laden, verderben unwiederbringlich unsere Wege. Die schmahlen Felgen schneiden ein, und wenn der Weg auch aus Quadersteinen bestünde, machen eine Spur, die beständig tiefer und tiefer wird, und zuletzt den ganzen Weg verdirbt und ein beständiges Flicken verursacht. Keine Festigkeit des Weges kann gegen diese aushalten. In England ist daher auch die Breite der Felgen durch völlige Parlements-Acten bestimmt, und zwar nach der verschiedenen Schwere der Lasten, welche sie führen. Bey allen Karren, Frachtwagen und anderm schweren Fuhrwerk, bey welchem es nicht auf die Geschwindigkeit,

sondern

sondern auf die Stärke ankömmt, bestehen die Räder aus dreyen, die zusammengesetzt sind, und von welchen das mittlere etwas weniges hervorragt. Sie können daher auch nicht tiefer einschneiden, als diese Hervorragung beträgt. Die Seitenräder drücken die Erde wieder feste, und es entsteht nie eine so genannte Spur, auch bey der Fortschaffung der größten Lasten. Bey den verschiedenen Bäumen oder turnpikes, wo die Abgaben für die Wege entrichtet werden, wird zugleich darauf gesehen, daß diese Verordnungen in Ansehung der Räder nicht übertreten werden.

Jede kleine Beschädigung, jeder Einschnitt muß zugleich bald und sicher ausgebessert werden, damit der ganze Weg nicht nach und nach wandelbar werde. Hin und wieder legt man zu diesem Behufe an den Seiten der Wege Haufen von zerschlagenen Steinen, die in die Löcher eingestampft werden. Je genauer die Aufsicht über die Wegebesserungen, um so viel geringer sind die Kosten, welche sie erfordern.

Die Wirthshäuser auf denen Landstrassen und in denen Städten müssen auf die nämliche

Art gut eingerichtet und ordentlich unterhalten seyn. Unangenehm ist es für Reisende, welche vielleicht mehrere Tage und Nächte gereiset sind, Wirthshäuser anzutreffen, wo Mangel und Unreinigkeit alle Erfrischung hindern, oder auch Ungezieser mancherley Art alle Ruhe stören. Hiezu kömmt noch an manchen Orten eine Uebersetzung in Ansehung der Preise, die wahre Unverschämtheit ist, ob es gleich auch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß die Forderungen der Reisenden manchmal äusserst unbillig sind. Sie verlangen viel, wünschen alle mögliche Bequemlichkeit und niedrige Preise, welches doch in Gasthöfen, welche von der Landstrasse entfernt liegen und wenig besucht werden, völlig unmöglich ist. In denen Wirthshäusern indessen, welche mehr von der Regierung abhängen, wie zum Exempel in denen Posthäusern muß für Ueberfluß, Reinlichkeit, gute Bewirthung und Billigkeit gesorgt werden.

Die öffentlichen Gebäude der Städte gehören theils zum Nutzen, theils zum Vergnügen der Einwohner. Zu den erstern rechnen wir Kirchen und Schulen, Rathhaus, Zuchthaus,

Arbeits=

Arbeitshäuser, Armenhäuser und so weiter; zu den letztern im Gegentheil Opern- und Comödienhäuser, Concert- und Ballsäle, und andere mehr, so wie auch die öffentlichen Gärten und Promenaden. Sie müssen sich alle nach der Grösse der Stadt und nach dem Vermögen der Einwohner richten. Thöricht ist es für die Städte, wie für Privatpersonen, Gebäude zu unternehmen, die sie nicht auszuführen im Stande sind, und daraus entstehen die mancherley Collecten und Sammlungen für Kirchen und so weiter, die sich doch im Grunde bloß auf einen thörichten Stolz gründen, und unsern Armen die zu ihrer Unterstützung nöthigen Summen entziehen. Bey den Catholiken ist dieses insonderheit häufig, welche über die ganze Welt zu ihren Klöstern und Kirchen betteln, und solche doch nie völlig ausbauen, um eine beständige auffallende Ursache der Betteley zu haben. In unserer Religion und in unsern Kirchen im Gegentheil, wo es nicht auf äussere Pracht, sondern auf wahre und innere Andacht ankömmt, sollte dieses nie Statt finden. Ist die Gemeine nicht zahlreich oder reich genug,

eine

eine ordentliche Kirche zu erbauen, halten sie ihren Gottesdienst vielleicht gar mit mehrerer Bequemlichkeit in einem Privathause.

Die öffentlichen Gebäude müssen zugleich dauerhaft angelegt werden. Wir müssen bedenken, daß diese Gebäude mit der Stadt gleich ausdauren sollten, und daß ein beständiges Ausbessern der Stadt unendlich lästig wird. Wir wählen daher auch zu ihrer Einrichtung die vorzüglichsten Materialien aller Art und die beste Zusammensetzung derselben, und lassen uns nicht durch etwas grössere Kosten im Anfange schrecken. Es sind Kosten, die sich in der Länge der Zeit bald wieder ersetzen. Bey uns ist dieses indessen selten der Fall. Gewöhnlich pflegen wir die Aufführung dieser Gebäude dem Mindestfordernden zu überlassen, und dann wird der Natur der Sache nach weder auf die gehörige Güte der Materialien, noch auf die gehörige Zusammensetzung derselben gesehen, und daher rühret das beständige und lästige Ausbessern dieser Gebäude. Sie sollten endlich mit Geschmack angeleget werden. Diese sind es, denen unsere Städte ihre Schön-

heit

heit und ihr Ansehen verdanken, und sie könnten denen Einwohnern zum Beyspiel einer edlen Simplicität und des guten Geschmacks in der Baukunst überhaupt dienen. Sparsamkeit und Dauer schliessen auch auf keine Art und Weise Schönheit aus, und bey öffentlichen Gebäuden, wo man oft mehrere Baumeister zu Rathe zu ziehen Gelegenheit hat, sollte billig alles, so viel wie möglich, vereiniget werden. Bey denen indessen, welche bloß zum Vergnügen dienen, kann schon eine etwas grössere Pracht, und selbst Kostbarkeit, nach Beschaffenheit der Umstände Statt finden. Die wirkliche Schönheit der Gebäude selbst vermehrt das Vergnügen, und zieht eine grössere Menge der Einwohner an.

Edle, patriotische Mitbürger, die ihr Dännemarks Wohl wünschet, die ihr so oft und so laut die Abnahme unserer Städte und den verminderten Umlauf des Geldes beklaget, die ihr selbst die Einrichtungen unserer Regierung und die Weisheit unserer Minister beurtheilt, richtet, greift zuerst

in

in euren eigenen Busen. Untersucht aber mit Kälte und Wahrheit, wie viel ihr selbst zu diesen verschlimmerten Umständen mit beygetragen. Bedenkt, wie oft ihr die bürgerlichen Einrichtungen, die Befehle und die Ermahnungen eures Monarchen, die sich doch auf die Aufnahme der Städte und auf das wahre Beste der Einwohner gründen, öffentlich übertreten, oder doch heimlich untergraben habt, wodurch sie nothwendig ohne Wirkung bleiben mußten. Bedenkt, wie oft ihr die Verordnungen des Zolles und die Vermahnungen der Luxe-Verordnung überschritten; wie oft ihr durch heimliche Einbringung, oder ausländische Verfertigung mancherley Waaren den Fremden zugewandt, was ihr euren Mitbürgern und dem Vaterlande schuldig waret, um eure kleine Eitelkeit zu befriedigen. Laken und Seidenzeuge, Porcellain und Fayance, Kutschen und Möbeln, Spitzen und Blonden, so wie andere Waaren mancherley Art habt ihr aus der Fremde eingeführt, und dadurch die Verfertigung

tigung derselben bey uns herabgesetzt, ja selbst der Schnitt der Kleidung unserer hiesigen Schneider ist auch nicht allemahl gut genug gewesen. Wie wollt ihr aber verlangen, daß unsere Fabriken und Manufacturen in Aufnahme kommen sollen, oder der Geldumlauf unserer Städte sich vergrössere, wenn ihr ihnen alle Nahrung entzieht und sie auf alle mögliche Art unterdrückt? Durch die Menge des Absatzes ist es, daß sie denen Fremden sowohl in Ansehung des Geschmacks, als der innern Güte, gleich arbeiten können. Wie oft höre ich euch überdem nicht unsere Producte und Waaren in- und ausserhalb Landes tadeln, herabsetzen, verschreyen, die fremden derselben Art im Gegentheil himmelhoch erheben, und beydes, manchmal wenigstens, zuverlässig ohne Grund! Wie oft sehe ich euch nicht bey der Bezahlung eurer Mitbürger dingen, knickern, da ihr die oft übertriebenen Preiße der Ausländer ohne Murren und gleich baar erlegt! Wie könnt ihr endlich erwarten, daß die

Verord-

Bayerische Staatsbibliothek München

Verordnungen und Befehle zum Besten des Landes Einfluß und Wirkung hervorbringen sollen, da ihr sie muthwillig übertretet, und euch darauf verlaßt, daß ihr es entweder heimlich thun könnt, oder daß ihr Einfluß genug habt, die Erlassung der Strafen bey der leider gar zu grossen königlichen Gnade zu bewirken? Traurig genug, daß ihr sie bedürfet, und daß ihr als Verbrecher vor dem Throne eures Monarchen erscheinet! Wohl dem, der der königlichen Gnade, wenigstens in Ansehung der Erlassung der Strafen, nicht bedarf, und der das innere Bewußtseyn, die Gesetze seines Vaterlandes nie übertreten zu haben, mit sich herumführet! Unter dem grossen Cirkel eurer Bekannten, unter den Grossen und Reichen, findet ihr freylich genug, um euch die Schaamröthe zu ersparen; allein sollte wohl euer Gewissen bey dem Patriotismus eures Mundes völlig ruhig seyn?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Enthält folgende Aufsätze:

Erster Theil.

1. Von der Volks-Vermehrung.
2. " " Landwirthschaft.
3. " den Handel. S. 173.

Zweiten Theil.

1. Von der Gesundheit der Einwohner
2. Vom Armenwesen S. 89.
3. Von der Stadtwirthschaft S. 17[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fabricius, Johann Christian, 1745-1808

Joh. Christ. Fabricii, der Oeconomie und Cameral-Wissenschaften Lehrers, Polecey-Schriften

Bd.: 2.

Kiel (1790)

Pol.civ. 36-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10766446-6
VD18 80530176-001